

H. von Soden  
Reisebriefe  
aus  
Palästina



# Reisebriefe aus Palästina

von

H. von Soden.

---

Zweite Auflage.



Berlin

Verlag von Julius Springer

1901.

ISBN-13: 978-3-642-98215-6      e-ISBN-13: 978-3-642-99026-7  
DOI:10.1007/978-3-642-99026-7

Softcover reprint of the hardcover 2nd edition 1901

## Bur Entschuldigung.

Diese Briefe wollten den Meinigen zu Hause Anteil geben an dem reichen Ertrag, den mir meine Reise ins gelobte Land einbrachte. Nun biete ich sie einem weiteren Leserkreise dar in dem Wunsche, auch anderen, denen es versagt bleibt, die Stätten zu besuchen, die unserem Glauben teuer sind, denselben Dienst zu thun. Darum habe ich die Aufzeichnungen in ihrer Unmittelbarkeit belassen und selbst da und dort Bemerkungen von rein familiärem Charakter nicht gestrichen, wenn sie mir Eindruck und Stimmung zu spiegeln schienen. Wie belebend eine lebendige Anschauung vom Heimatlande unserer Religion auf die Welt unseres Glaubens wirkt und wie oft sie Einzelheiten der Ereignisse und der Ausdrucksweise aus seiner Urzeit uns verständlicher zu machen vermag, habe ich dankbar erfahren.

#### IV

Zugleich hege ich die Hoffnung, auch manchem der Glücklichen, die das gelobte Land schauen dürfen, eine bescheidene Handreichung zu thun. Es ist mir eine schmerzliche Beobachtung gewesen, wie schwer es unsern evangelischen Palästinafahrern gemacht wird, das heilige Land nicht im Geist der griechischen Kirche des vierten bis siebenten Jahrhunderts oder in dem der lateinischen Kreuzfahrer des Mittelalters zu betrachten, sondern in echt evangelischem Geist. Ich nenne es katholisch, wenn überall nur die einzelnen Punkte gezeigt werden, an denen diese oder jene Einzelereignisse sich zugetragen haben oder haben sollen, als ob wir im Sinn des Reliquiendienstes wie Wallfahrer zu ihnen pilgerten, um an der „heiligen Stätte“ einige Vaterunser zu sprechen. Viele protestantische Gemüther werden dadurch überdies, wie ich beobachtete, gar nicht oder nur unangenehm berührt, zumal wenn sie die Willkürlichkeit der betreffenden Legende spüren. Wir Evangelischen haben andere Bedürfnisse, andere Interessen. Uns soll eine Reise nach Palästina helfen, uns die großen ewigen Thatfachen der Heilsgeschichte zu veranschaulichen, indem wir den Boden, auf dem, und die zeitlich und örtlich bedingten Formen, in denen sie sich vollzogen, kennen lernen,

indem aus den Ueberresten jener Zeiten ihr Geist, ihre Art, ihre Gedanken und Interessen uns eindringlicher entgegentreten. Nur so kehren wir innerlich bereichert heim. Es gilt nicht heilige Sehenswürdigkeiten sich anzusehen, sondern jene in der Zeit vollzogene ewige Geschichte an deren Schauplatz unmittelbar zu erleben.

Sollte mein Büchlein dazu beitragen, daß wir mehr denn bisher im großen Stil, oder sagen wir lieber, im evangelischen Geiste Palästina kennen zu lernen uns bemühen, so dürfte ihm neben all den vortrefflichen Reisebeschreibungen ein Existenzrecht nicht zu verjagen sein.

Berlin, 16. August 1898.

**v. Soden.**

## Inhalt.

---

I. In Kairo . . . . .	1
II. Auf der Fahrt nach Jerusalem . . . . .	25
III. Tempelplatz und Delberg . . . . .	41
IV. Nach Bethanien und im Kreuzkloster . . . . .	69
V. Der Ritt ans Tote Meer. Jericho . . . . .	87
VI. Ostern in Jerusalem. Bethlehem . . . . .	103
VII. Galiläa . . . . .	137
VIII. Palästina. Damaskus. Baalbek . . . . .	167
IX. Nach Konstantinopel . . . . .	197

---

I.

**In Kairo.**

---



Kairo, 7. März 1898.

Nun bin ich im alten Wunderland. Mir ist, als stünd ich an der Wiege der Kultur Menschheit. Die Mittelmeerfahrt ging fast zu rasch zu Ende. Die erste Station, nachdem wir den Kranz der Berge und der Häuser Triests aus dem Auge verloren hatten, war das alte Brundisium mit seinen belebten Hafengebäuden. Verhungerte Mandolinensänger und -sängerinnen tremolirten in Schmutz und Fetzen sentimentale Lieder mit nach einem Soldo gierigen Blicken zum haushohen Bord hinauf. Traurig schaute auf diese Nachkommen der Weltbeherrscher der trotzige römische Kastellthurm herab; als wäre er das Grabdenkmal einer zwischen den leichten modernen weißen Villen und den elenden Löchern des verkommenen Volkes versunkenen Welt, ragten um ihn mittrauernde Cypressen in den tiefblauen Himmel.

Um Mitternacht schwebte wie ein Geist in der Ferne ein erleuchtetes Schiff vorüber. Am andern Morgen grüßten uns Cephalonia und Zakinthos. Steil ins Meer fallende, mit schwarzen Höhlen unter-

spülte Kalkfelsen, darüber kahles Bergland mit elendem, graugrünem Gestrüpp. Nirgends eine Spur von Menschenhand, alles öde und tot. Wiederum: wo blieb die alte Herrlichkeit? Bald trat, weiter zurück, Arkadien über den Horizont, die Berge in Wolken. In jenem Einschnitt dort konnte man sich die Ebene von Olympia wiederhallend vom Kampf der Wagen und Gesänge denken. Lange fuhren wir das horizontal und vertikal gleich gezackte Griechenland entlang. Der Himmel war bedeckt; scharf wehte der Wind. Zuweilen fiel ein verlorener Sonnenstrahl auf eine kleine Stadt am Strande oder eine einsame Windmühle auf der Höhe. — „Gestorben, verdorben.“

Endlich verschwand auch das letzte Vorgebirge; wir waren allein mit dem unendlichen Wasser. Nachts gings an Kreta's Westecke vorbei, zwei Wachtfeuer glimmten von den schroffen Höhen und mahnten an die Händel dieser Welt. Leuchtend brach der Morgen hervor, ein tiefblauer Himmel, eine fast heiße Sonne und ein spiegelglattes Meer. Wunderbarer noch war der Abend. Das schwarzblaue Wasser wandelte sich in dunkelsten Purpur und spielte der untergehenden Sonne entgegen in allen denkbaren Farbenschattirungen, unter denen ein liches Goldgrün am eigenartigsten war, bis zum Silberstreifen, der vom rotgoldenen Himmel leuchtend die Erde löste.

Sonntag früh machten wir uns mit Sonnenaufgang heraus, Eghyten zu begrüßen. So flach ist das Ufer, daß es erst kurz vor der Einfahrt über die Horizontlinie lugt. Ueber Alexandrien lag ein silber-

grauer Dämmer, als wärs der Schleier der Jahrtausende. Sobald wir angelegt, kletterten Braune und Schwarze in allen denkbaren Kostümen wie Katzen am Schiff herauf und boten unter verwirrenden Gesticulationen lärmend ihre Dienste an. Welch ein Gegensatz zu der stillen Erhabenheit des Meeres, zu der größeren Stille der uralten Vergangenheit, die uns im Geist umrauschte. Nach langen Streitreden, die jeden Augenblick zu Mord und Totschlag zu führen schienen, während sich sofort alles in Wohlgefallen auflöste, wenn wir uns entschieden, hatte sich endlich ein Packträger von seinen Kollegen das Recht erkämpft, unsers Gepäcks sich zu bemächtigen. Wir gingen zu Fuß zum Bahnhof, um die Stadt im Zickzack zu durchwandern. Alexandrien ist das Hamburg Egyptens, eine „Seestadt“ wie sie alle, sich von den unseren nur durch die Hautfarbe ihrer Bevölkerung unterscheidend. So mag sie schon im Alterthum den Seestädten Italiens näher gestanden haben als dem Orient, an dessen Pforten sie lag. Von der Glanzzeit der mehr denn sieben Jahrhunderte importirten griechischen Kultur ist nicht eine Spur mehr vorhanden, weder aus der vorchristlichen noch aus der christlichen Epoche. Vergebens müht sich die Phantasie, in diesen geraden Straßen mit ihren modernen zwei- und dreistöckigen Häusern sich die Wohnung und das Leben der Ptolemäer und ihrer Gelehrten oder eines Origenes und Athanasius auszudenken.

Um 9 Uhr gings, ganz modern, mit Eilzug durch das Nilland. Der Zug ist, namentlich in der 3. Klasse,

nach unseren Begriffen offenen Viehwagen, wo sie sich auf Säcken lagern, dicht besetzt von Bewohnern des Landes. Anders kann man es nicht bezeichnen. Denn wo sie herkommen, wissen wohl die meisten selber nicht. In vielen Gestalten mischen sich die Züge verschiedener Völker und Racen. Doch fehlen auch nicht ausgeprägte Typen, schwarz glänzende Sudanneger, wie aus polirtem Ebenholz mit Elfenbeinaugen, dunkelblaue Berberiner oder Nubier, stolze Beduinen mit klassischem Profil und mehr oder weniger gebräuntem Teint, geschmeidige Griechen, seltener Armenier oder Juden, und mitten unter den Vertretern all dieser Nationen, stumpf und langsam in ihren Bewegungen, die Uregypter, die das Land bebauenden Fellachen. Alle denkbaren Farben und Schnitte von Kleidern, ein unerschöpflich buntes Bild. Wenn unbeschäftigt, alles in träger Ruhe, als könnte sie nichts bewegen; sobald ein „Bakschisch“ winkt oder sonst etwas sie anregt, von einer Lebendigkeit, die den Ungewohnten fast schwindeln macht.

Längs der Bahn die Kanäle, die das ganze flache Mündungsland des Nils in einem engmaschigen Netz durchziehen. Die Fahrzeuge gleiten durch sie hin mit demselben Takelwerk, das die Denkmäler von vor viertausend Jahren zeigen. Auf den sogenannten Straßen, den aufgeworfenen Dämmen zur Seite der Kanäle, schwanen lange Reihen von belasteten Kameelen dahin; d. h. sie selbst bewegen sich feierlich und gemessen wie Schattenbilder, aber die Waren auf dem Höcker wie ein von starkem

Wogengang geschaukeltes Schiff. An der Spitze dieser lebendigen Eisenbahnzüge stets als Lokomotive ein Eselin. Dazwischen Beduinen auf feinen, lustigen Pferdchen im weißen Mantel mit langen Flinten, oder eine Familiengruppe, Mutter und Kind auf dem grauen Langohr, der Vater zur Seite, die Flucht nach Egypten in einem lebenden Bild. Auf den Aekern liegen und grasen Menschen, Esel, Kameele, Büffel durcheinander, auch diese letzteren in Körperbau und Gehörn genau ihren Urahnen auf den alten Reliefs gleich. Von Zeit zu Zeit ragt eine Palme und unterbricht die das Bild charakterisirende wagrechte Linie. Dazwischen hebt sich hie und da wie zerfallene Erdaufwürfe oder große Maulwurfshügel, die Wände kaum so hoch wie ich, darüber Mist oder Stroh, zuweilen auch ein flaches Halbrund aus Lehm, alles ein großer Haufen Schmutz, — das sind die Dörfer der Fellachen.

Nach zwei Stunden hebt sich fern vom Horizont eine dunkle, leicht gewellte Linie, hin und her rotgelb schimmernd. Das ist die Wüste, die das Nilthal nun allmählich einengt. Dort ist sie unterbrochen von den lichtgrauen Dreiecken der Pyramiden, die mit jeder Minute mächtiger anwachsen. Kurz nacheinander überschreitet die Bahn zwei Hauptarme des Nildelta, träge dahinfließendes, gelbes Wasser, nicht so breit als die Elbe bei Dresden.

Endlich läuft der Zug in einen europäischen Bahnhof ein: Kairo! ruft der Schaffner. Von dem Straßenbild kann sich die üppigste Phantasie wohl

keine Vorstellung machen. Nehmt alle die geschilderten Typen in ungezählten Nuancen in einen undurchdringlichen Knäuel geballt, in dem immer eine andere Gestalt und Farbe auftaucht und verschwindet, alles wie mit einander ringend und auf den Wanderer eindringend. Dazwischen herrenlose Hunde, Kühe, Milchschafe, moderne Droschken, Fahrräder, elektrische Bahnen, Kameele, Esel. An den Mauern, auf den Bordsteinen kauern Bettler. In der alten Stadt die Straßen winkelig, so eng, daß drei oder vier Menschen eben aneinander vorüber können; der Boden wie der Weg auf dem Tempelhofer Feld, wenn es ordentlich geregnet hat, mit allem Unrat aus den Wohnungen bedeckt; dazwischen, an trocknen Stellen, aufwirbelnder Staub. Links und rechts offene Buden ohne Ende wie auf einem deutschen Jahrmarkt, nur daß sie in die Häuser hineingebaut sind. Darin werden alle denkbaren Gegenstände zum Kauf angeboten, in voller Deffentlichkeit alle denkbaren Handwerke getrieben, auch lärmende wie das der Kupferschmiede, auch edle Geheimkünste wie das Rasiren des Kopfes. Durch das Gedränge schieben sich, mit zwei Messingtellern klappernd, die Wasserverkäufer, eine aufgedunsene Hammelhaut auf dem Rücken, Verkäufer von Früchten und anderen dem Magen dienenden Herrlichkeiten, ihre Ware im Singang oder eigentlich Heulton der Moscheen anpreisend. Kinder liegen am Boden, die Milch von der vorübergetriebenen Ziege oder Kuh zu saugen; kauern Bettler, die Beine unter sich geschlagen, schauen mit blinden

Augen den Vorübergehenden flehend an. Und durch dies alles drängen sich Droschken, gallopirende Eselkavalkaden, gefolgt in gestrecktem Karriere mit fliegendem blauen Hemde und geworfenen nackten Beinen von Eseltreibern, die doch noch Atem genug zu ununterbrochenem Geschrei haben.

Ueber all dem Lärm ragt die Anzahl der Moscheen, meist halb verfallen, zeugend von verschwundener Pracht und Frömmigkeit. Imponierend durch ihre gigantischen Dimensionen bei tadellosen Verhältnissen die Sultan-Hassan-Moschee; eine andere, die einzige, wo dem Verfall durch Restauration gewehrt wird, von wundervoller Detailarbeit; eine dritte, eine Art muhammedanisches Colosseum, eine große Ruine, aber durch ihren im Centrum der Stadt liegenden, gut erhaltenen Turm eine vortreffliche Uebersicht bietend über die wohl zweihundert schlanken Minarets und die nicht weniger zahlreichen Kuppeln, die zwischen dem flachen Häusermeer aufragen. Was ist eine Moschee? Denkt euch einen großen, quadratischen Raum, umgeben von hohen Mauern mit ringsumlaufenden Säulengängen; der blaue Himmel als Kuppel darüber; in der Mitte ein Brunnen oder Bassin, meist überdacht, an dessen Säulenschmuck und Dachbildung der Künstler seine ganze Grazie gewendet hat. Nach der Mekka-seite hin schließen sich, die ganze Breite einnehmend, zwei, drei, vier querliegende Säulenhallen an; die Säulen zuweilen mit Rundbogen verbunden, darüber eine flache Holzdecke. In der abschließenden Wand dieser Seite befindet sich in der Mitte zu ebener Erde

eine halbrunde Nische, wie sie bei uns etwa zur Aufnahme von Statuen dient. Aber sie ist leer, höchstens von farbigen Linien in mathematischen Figuren durchzogen. Kein Schmuck, kein Gerät, kein Bild. Vor diese Nische tritt der Muhammedaner und murmelt sein Gebet, in regelmäßigem Wechsel den Körper beugend, niederknieend, den Boden küssend, sich hochaufrichtend, wie die Stimmung des Gebets es fordert. Ein wahrhaft bildloser Gottesdienst! Wenn nur nicht auch er sichtlich zur gedankenlosen Gewohnheit ausartete! Dann legt er sich wohl hinter eine Säule längelang, eine Stunde zu verschlafen im Schatten der Frömmigkeit. Neben der Gebetsnische ragt in die Höhe eine Art Kanzel, auf die von vorn in gerader Linie eine Treppe führt, und von der herab das Volk den Segen empfängt. Die Seitenwände und Brüstungen der Treppe sind meist mit dem feinsten Holz- und Elfenbeinmosaik bedeckt. Sonst findet sich nur noch eine von Säulen getragene Plattform etwas links, frei in der Halle stehend, von welcher dem versammelten Volk der Koran vorgetragen wird. Ganz fehlt aber doch der Reliquiendienst nicht. Meist liegt hinter dem Anbetungsraum oder vor dem großen Brunnenhof das durch ein Gitter sichtbare Grab eines Heiligen oder eines Sultans, von einer schlanken Kuppel überwölbt, neben dem das Minarett zierlich aufsteigt. An dem Gitter befestigt der Muhammedaner einen Feszen seines Gewandes, eine Wollschnur, einen Faden, einen Grassalm, als Zeichen für den Heiligen, daß er ihn besucht hat, eine Art Visitenkarte.



Gegen Abend bestiegen wir den Mofkattam, einen unmittelbar hinter der Stadt sich erhebenden kahlen, zerklüfteten Felsberg aus porösem, verwittertem Kalkgestein von vielleicht 200 Meter Höhe, ein selbst schon Wüstencharakter tragender Wall gegen die Wüste. In die Felsberge, an denen wir hinaufkragelten, eingehauen sind kleine manns hohe Löcher in Würfelform, die Wohnungen der alten Anachoreten; nur für geübte Kletterer zu erklimmen. Hier lebten sie Tag für Tag, Jahr um Jahr, bis der Tod die lebendig Begrabenen hinwegnahm, ohne daß eine Seele sie vermißte. Mitten unter diesen Grabstätten des Christentums klebt in halber Höhe, auf einem schmalen, durch Strebemauern etwas verbreiterten Absatz des Felsens, ein Dermischklösterlein, von dunklem Grün umgeben wie ein Dornröschen am Felsenhang. Im Klosterhof spielen friedlich eine Gazelle, ein Papagei und Angorakazen unter uralten Cypressen, träumenden Palmen und einem dunkelviolettrot überreich blühenden Strauchbaum. Dieser umrahmt den Eingang einer in den Fels getriebenen, achtzig Schritt langen Totenkammer, in der sonderlich Edle und Fromme eine bevorzugte letzte Ruhestatt finden, gelagert um einen Heiligen, der hoffenden Müttern einen Sohn garantirt, wenn sie sich auf dem Boden wälzend seinem Grabe nahen. So viel Idylle, Poesie, erhabener Ernst und beschaulicher Friede verbunden mit so viel Aberglauben und Wahnwitz des Begehrens! Von oben übersieht man das ganze Nilthal. Flußabwärts das grüne Delta, soweit der Horizont reicht.

Dann, von rechts und links immer näher dringend und einige Stunden oberhalb Kairo sich scheinbar fast vereinend, die gelbroten Wüstenränder. Vor ihnen drüben auf der andern, der Westseite, die großen Pyramiden mit ihren ruhigen Linien, die Gräber der alten Pharaonen, diesseits die Gräberstadt der Chalifen, ein ruh- und regelloses Gehäuf von Kuppeln, Minarets und Höfen, beide vereint in wirksamem und charakteristischem Gegensatz die zwei großen Epochen Egyptens darstellend. Nilaufwärts der grüne, bebauter Streifen des Thals vom Silberband des Nils durchschlängelt, da und dort weißglänzende Städte und gelbbraun, kaum erkennbar, die Maulwurfshügel der Fellachen, ganz fern im Süden eine neue Gruppe von Pyramiden.

Das Wetterglück war uns günstig. Es bot sich uns das vielgerühmte Schauspiel: der Sonnenuntergang in Kairo. Die Luft wandelt sich in einen roten Schleier, die Ränder der Wüste glühen wie Feuer, die Pyramiden ragen wie ein schwerer Traum in dem Dämmer. Von den Minarets herab rufen die Mueddins in gezogenen, wehmütigen Tönen die Welt zum Gebet, drunten braust die Stadt, dahinter schweigt die Wüste, in den Lüften kreisen die altheiligen Sperber, in den wenigen Bäumen und den unzähligen Türmen gurren die Tauben. Sie konnten wohl nicht dichten, die alten Egypter; wenigstens hat die Welt davon nichts erfahren. Aber sie brauchten's auch nicht. Hier ist alles, wie es zusammenwirkt, selbst ein Gedicht, eine Elegie auf der Menschen Sterben, ein Hymnus auf der Menschen Schaffen; ein Grabgesang auf den

Tod da draußen, die grenzenlose Wüste, ein Rubel-  
 lied auf die inmitten dieses großen Grabes stets  
 wunderbar geheimnißvoll im Untertauchen unter das  
 herniederströmende Wasser sich verjüngende Natur.

Heute früh 7 Uhr, um 6 Uhr beginnen hier die  
 Collegia, schließen allerdings schon um 9 Uhr, besuchte  
 ich die Moschee El Hasar, die Centraluniversität des  
 Islam, im Grunde noch immer die einzige von wirk-  
 licher Bedeutung in seinem ganzen Bereich. Siehe  
 da die Einheitschule! In den rings um den Hof  
 von gewaltigen Dimensionen laufenden Säulenhallen  
 sammeln sich die Elementarschüler. Knaben und  
 Jünglinge zwischen sechs und achtzehn Jahren bunt  
 durcheinander kauern in Gruppen zu zwölf bis zwanzig  
 Köpfen auf dem Boden in einem Kreise, dessen Agraffe  
 der Lehrer bildet. Solche Volksschulen giebt es jedoch in  
 jeder Stadt in größerer Zahl, bin ich recht unterrichtet,  
 meist fromme Stiftungen oder Privatunternehmen  
 solcher, die sich dazu berufen fühlen. Mädchen dürfen  
 weder Lesen noch Schreiben lernen. Das Schulziel  
 ist die Fähigkeit den Koran zu lesen und das Aus-  
 wendigwissen einiger Koransprüche, namentlich der  
 regelmäßigen Gebete. Das Memoriren wird getrieben  
 unter stetem Wiegen des Oberkörpers, was die Arbeit  
 des Gedächtnisses erleichtern soll. Vielleicht versuchen  
 dies auch einmal deutsche Lehrer? Freilich fehlt auch  
 nicht ein langer Bambusstab, der fleißig im Kreise  
 umgeht. In dem weiten, mit Fliesen bedeckten, freien  
 Hof treiben die Erwachsenen ihre Privatstudien, nach  
 freier Wahl sich niederkauernd, wo eben Platz ist.

Die fünf hohen Säulenhallen an der Mekkaſeite ſind die heiligen Hallen der Wiſſenſchaft. Hier ſammeln ſich um die berühmteſten Lehrer in weitem, oft doppelt und dreifach beſetztem Kreiſe erwachſene Männer aus den verſchiedenſten Völkern und Racen. Das einzige Lehrbuch für alle Wiſſenſchaften iſt der Koran. Der Unterricht erfolgt in Dialogform; die Schüler fragen den Lehrer, ihn auch mitten im Fluß ſeiner Darlegungen munter unterbrechend. Oft ſieht man ihn ſchmunzeln, wenn eine Frage ihm Gelegenheit giebt, ſeinen Scharffinn oder ſeine Wiſſenſfülle glänzen zu laſſen. Jeder Schüler hat ſeinen Koran auf den Knien, ein Tintenfaß neben ſich auf dem Boden, als Schreibunterlage dient freigehalten die flache Hand. Für des Arabiſchen Unkundige aus fernen Ländern beſtehen beſondere Säle in Nebenräumen, wo die Studenten ſich nach Nationalitäten zum Unterricht in der Heimatsprache ſammeln. Es iſt eine Luſt, hinter einer Säule heimlich eine Zeit lang einen ſolchen Kreis zu beobachten. Neben den pflichtmäßig zuhörenden oder auch nur daſeienden Studenten prächtige Köpfe voll Ernſt und Spannung, Wiſſenſdurst und Gedankenarbeit, neben ſpißfindigen, wichtigen Diſputaxen verfunken oder ſchwärmeriſch lauſchende Menſchen der reinen Religion, oft mit einem ſtarken Stich ins Fanatiſche. Den Gegenſatz der Geiſter ſteigert der Unterſchied in der Hautfarbe und die Raceneigentümlichkeit der Geſichter. So werden auch die Schriftgelehrten in den Tempelhallen ihre Schüler unterrichtet haben. Ob ſo auch Jeſus

in der Jünger Kreis gegessen sein mag? Dort wenigstens sah ich den feurigen Petrus, dort den sinnenden Johannes, dort den zweifelnden Thomas.

Vor den Thoren der Stadt breiten sich, hinein-gebaut in die Wüste, die wunderbaren beiden königlichen Totenstädte aus, im Osten die Chalifen-, im Südosten die Mamelukengräber. Ihnen galt mein nächster Gang. Jeder der gekrönten Toten besitzt dort noch ein kleines Palais, das er sich für die Zeit erbaut hat, da ihn „seine Stätte nicht mehr kennt“, mit kuppelüberwölbter Moschee und schlanken Minarets. Das ganze ein Kirchhof; nur sind die Gräber Paläste. Heute freilich sind die Paläste Gräber; sie zerfallen und werden zu Staub. Die reichen Stiftungen, von denen einst Verwalter und Mueddins erhalten wurden, hat der moderne Staat, das Recht der Lebenden proklamirend, längst eingezogen. Nur Bettelvolk nistet noch da und dort hinter den berstenden Mauern.

Im Süden der heutigen Stadt dehnt sich's auch wie ein Kirchhof, ein Kirchhof der Nation selbst. Es sind die Ueberreste des vormuhammedanischen, des christlichen und vorchristlichen Kairo. Dort findet sich noch ein ziemlich großes ummauertes Winkelquartier, in dem die verkommenen Nachkommen der alten egyptischen Christen hausen, soweit sie bei der islamischen Eroberung das Leben und den Glauben retteten. Nur sie haben den Namen des damaligen Volkes „Kopten“ behalten. In ganz Egypten zählt man deren etwa 500 000. Geschlossen wohnen sie noch in

Oberegypten. Hier leben nur versprengte Reste. Den Mittelpunkt bildet eine ganz alte Kirche, starrend im Schmutz, zusammengebaut aus allerlei Säulen heidnischer Tempel. In der Krypta zeigt man eine kleine Felsenhöhle, in welcher Maria auf der Flucht nach Egypten gewohnt habe, zwanzig Schritt davon eine wesentlich bescheidenere für Joseph. Der Pfarrer machte einen gutmütigen Eindruck, erwies sich aber als unglaublich unwissend. Am lebhaftesten wurde er, als er uns beim Gehen darauf aufmerksam machte, daß der Bakschisch hier für die Pfarrer bestimmt sei. Die „Christen“, die in dem zerfallenen Gewinkel, man möchte beinahe sagen, vegetieren, betteln so schamlos wie nur irgend ein Muhammedaner und sind womöglich noch schmieriger. Freilich hat sie die jahrhundertelange Abgeschlossenheit auch gänzlich verarmt und jeder Anregung beraubt. Ein jämmerlicher Rest der glänzenden altchristlichen Kultur des Landes.

Nicht weit davon steht die älteste muhammedanische Moschee, von dem Eroberer Kairo's als Siegeszeichen an dieser Stelle erbaut und nach ihm benannt: die Amr-Moschee. Das größte Heiligtum ist eine graue Marmorsäule, in deren weißen Adern Gläubige die arabischen Buchstaben des Wortes Muhammed lesen. Darunter weist sie in ihrem Gestein einen langen schmalen grau-weißen Strich auf. Die Sage berichtet: Amr habe Muhammed um eine Säule aus Arabien für seine Moschee gebeten, der Prophet habe dieser Säule vergebens befohlen, sich nach Kairo zu verfügen, bis er durch den noch sichtbaren Geißelhieb

sie willig machte, ihm zu folgen. Welch eine Selbstcharakteristik dieser Religion, die aus Indolenz und brutaler Gewalt ihr Leben zieht. Aber die alte Moschee birgt noch andere Wahrzeichen muhammedanischer Frömmigkeit. Gleich links am Eingang steht ein Säulenpaar, zwischen dessen beiden Schäften ein schmaler Mann sich durchzwängen kann. Man sagte, wer seinen Leib so schlank erhält, daß er durchkommt, gelangt ins Paradies. Da der gegenwärtige Khevide dafür zu wohlbeleibt ist, ließ er kurzer Hand den Zwischenraum zumauern. In einer der Ecken ist ein rauher Marmorstein vermauert. Der ganze Stein ist von geronnenem vertrocknetem Blut überdeckt. Der Scheich der Moschee erklärte uns, daß täglich, namentlich aber an gewissen Festen, Kranke kommen oder herzugetragen werden, an diesem Stein mit der Zunge so lange zu lecken, bis sie blutet. Je mehr Opferblut zerrinnt, desto sicherer die Heilung. So erzwingt sich das Wollen des Menschen den Ausweg des Aberglaubens aus dem Kerker des Fatalismus.

Abends waren wir, um auch die Belustigungen des Volkes kennen zu lernen, in einer Art von Volkstheater. Wände und Decke des Saales bestanden bei genauem Zusehen aus Zeltleinwand. Im Stil der Cirkusclowns-Burlesken wurde eine kleine Posse aufgeführt, die in heißender Satire das englische Soldatenwesen verspottete, namentlich aber unter schallendem Gelächter der versammelten arabischen Männer die beiden Teufel desselben, den Brandh und die Weiber, in ihrer Anstand, Ehre, Einfluß und

Leben vernichtenden Wirkung auf die Kotröcke vor Augen führte. Die englische Kulturmission in Egypten sollte damit an den Pranger gestellt werden — ein interessantes Zeugnis der Volksstimmung. Und die dem hohnlachend zusahen, die hatten nach ihrem Kommen eine Schale Kaffee, ein Fläschchen Limonade genommen oder sich eine Wasserpfeife bestellt. Nun saßen sie den ganzen Abend vor leeren Tischen, in den Pausen halbblaut, doch lebhaft sich unterhaltend — ein Bild vornehmer Nüchternheit, bei dem man nicht ohne Beschämung an unsere Bierseelen in den Bierpalästen dachte.

\* \* \*

Kairo, 8. März.

Heut ging es zu den Pyramiden. Auf dem Wege hielten wir vor einem Jongleur, der, unterstützt durch seine krausköpfigen, nur mit einem kurzen Hemdchen bekleideten zwei Jungen von vier und sechs Jahren, vor einem dichten Kreise staunender Araber mit Schlangen und anderen Nippfachen seine Künste produzierte. Eben hielt er eine kleine Tuchtasche hoch, sie nach allen Seiten ausklopfend und schüttelnd. Da flüstert er seinem vierjährigen Jungen etwas ins Ohr. Der hält das Hemdchen hoch, hockt sich hin, der Alte hält das Täschchen unter, und siehe, er hat ein Ei hineingelegt. Dann sollte der Ältere drüber brüten, zu welchem lästigen Geschäft er nur mit dem Stock sich zwingen ließ, und siehe, ein weißes Häschen war dem Ei ent schlüpft. Glückliche Naitität!



Auf dem Wege wollten wir das Gizeh-Museum besichtigen. Der Weg führt über die Nilbrücke. Diese wird täglich von zwölf bis gegen zwei Uhr geschlossen zum Durchlaß der Schiffe. So sammelt sich auf beiden Seiten der ganze Troß, der sonst im Lauf von zwei Stunden die Brücke passirt. In einem unentwirrbaren Knäuel lagern durcheinander Lastkameele, Lastesel, Fuhrwerke aller Gattungen von den vornehmsten Karossen bis zu zweirädrigen Gemüsekarren mit roter Plane, bespannt mit Eseln, Maultieren, Pferden, Reiter zu Pferd und Esel, Fußgänger aller Stände; dazwischen die unvermeidlichen Bettler, die fliegenden Händler mit Nahrungsmitteln; die Eingeborenen natürlich alle auf dem Boden kauend, oft mit ihren Thieren Gruppen bildend voll malerischer Effekte, die Kameele philosophisch wiederkäuend, die Esel schreiend, die Menschenmassen gestikulirend und disputirend. Der große Platz vor der Brücke, die ganze breite Straße, soweit man sie übersieht, hüben und drüben ein unübersetzbares Lager von unbeschreiblicher Buntheit. Nun konnte ich mir die Lagerungen der jüdischen Festpilger auf der Reise nach Jerusalem lebhaft vorstellen. Plötzlich kommt alles in wirbelnde Bewegung. Der abgedrehte Brückenteil schwenkt langsam wieder in die Brückenlinie ein; noch ehe dies geschehen, geht es in wilder drängender Jagd hinüber, alles durcheinander, eins das andere überholend, ein Wirrwarr, bei dem das Wunderbarste ist, daß kein Unglück passirt. Der Nil ist übrigens hier oberhalb seiner

Spaltung ein imponirender Strom. Die Wasser, eben aus dem engen Thal freigeworden, fließen, zumal er zur Zeit im Sinken ist, in raschen Wogen dahin, als eilten sie, dem geliebten Lande noch ihren Dienst zu thun. Stattliche Barken, alle nach demselben System, beleben die breite Fläche. Am Ufer säkeln die Palmen; fern am Horizont erheben sich die feinen Linien der Pyramiden in dem purpurnen Dunst, und die gelbrote Linie der Wüste umrahmt hinter dem Grün des Niltals, durch die Palmenstämme unterbrochen, das träumerische Bild.

Nach einer Stunde Fahrt waren wir am Museum. Seine fast unübersehbaren Schätze füllen ein mit orientalischer Pracht gebautes Palais des Khedive Ismail, der Egypten mit seiner Verschwendungssucht finanziell ruinirt hat. In langen Reihen liegen ungezählte Mumien, zum Theil so tadellos erhalten, daß die Büge noch sprechen, der verklärende Todesfriede, aus dem sie nach Jahrtausenden die Neugierde aufgestört hat, noch darauf lächelt, kluge, energische Gesichter mit kühner Nase, fein geschnittenem, ob auch stets breitem Mund. Die egyptischen Künstler gewinnen durch einige Statuen von gesunder, manchmal humorvoller Realistik ein viel höheres Ansehen, als man ihnen nach der Durchschnittsware, die sich meist in europäischen Sammlungen findet, zuzugestehen gewöhnt ist. Am meisten bewundert man die hohe Stufe handwerklicher Technik in diesen uralten Zeiten bis dreitausend Jahre vor Christus, insbesondere in der Goldschmiedekunst und der Bearbeitung des Steins.

Vom Museum, das etwa zwei Stunden von Kairo entfernt ist, fährt man noch eine Stunde zum Rand der Wüste. Es wehte Chamsin, der heiße Wüstenwind, das Nilthal lag in einer Wolke von fliegendem Sand. Auch in die Wüste hinein konnte man vor Sand nicht weit sehen. Aber auch dies war echtes Wüstenbild. Um so gewaltiger ragten in ihrer unbeweglichen Ruhe und Massigkeit mitten in diesem treibenden Sand die gigantischen Formen der Pyramiden. Wir stiegen den Wüstenrand hinan, vielleicht 16—20 Meter hoch. Nach etwa fünfzig Schritten standen wir am Fuß der Cheopspyramide. Wie klein steht man vor diesem aufgetürmten Steinmeer. In den untersten Schichten haben die Steine eine Höhe von mehr denn einem Meter bei oft zwei Meter Breite, Blöcke, von denen man nicht begreift, wie sie von Oberegypten hierher gebracht werden konnten, auch wenn man die Uberschwemmungszeiten in Rechnung nimmt. Aus den in dieser Pyramide aufgehäuften Steinmassen könnte eine Stadt aufgebaut werden mit Kirchen und Palästen. Ihre Grundfläche umfaßt das Siebenfache des Kölner Doms, ihre Höhe erreicht beinahe die seiner Thürme.

Still, ehrfurchtsvoll nahten wir den Kolossen. Da stürzt eine Rotte von zerlumpten lungernden Beduinen auf uns los, sich streitend, wer uns hinauf führen dürfe, und sich uns als verständnisvoll empfehlend durch ein unermüdlisches „Grandios, Grandios“. Kaum schien ich Miene zu machen zum Aufstieg, da kletterten gleich mehr denn zehn wie Katzen um mich

herum und streckten mir ihre knöchernen braunen Hände entgegen. Erst die energische Erklärung, entweder nur mit zweien oder garnicht, vermochte den stolz dreinschauenden Scheck die andern zurückzukommandiren. Ohne die Hilfe der Beiden in Anspruch zu nehmen, klomm ich über die Riesenquader in der kräftigen Wüstenluft mühlos in die Höhe. Nach oben wurden die Steine etwas kleiner. Wie die ganze ursprüngliche Verkleidung abgetragen ist, sodaß man wie auf Stufen aufsteigt, so ist die Spitze abgestumpft. Man kann sich lagern und schaut nun auf das Steingetürrn herab, das von oben fast noch imponirender wirkt; das Kameel am Fuß erscheint wie Kinderspielzeug. Die Luft war durchsichtiger geworden. Graugelb dehnt sich wellenförmig die Wüste; hoch ragen die zwei andern großen Pyramiden; ringsum wie Küchlein um die Henne, mehr oder weniger gut erhaltene Reste von kleineren; dann in weitem Kreis eine Welt von Mastapa's, Grabstätten der Großen, drei bis vier Jahrtausende alt. Was sind unsere siebzig und achtzig Jahre, was die Jahrhunderte unserer Geschichte gegen diese Zeiträume? Wunderbar mischt sich und ringt mit einander der Eindruck des Vergehens, der Macht des Todes, und der der Ewigkeit. Wie lastet der Tod in Form dieser Pyramiden auf dem Gewaltigen, der sie sich als Wohnstätte nach seinem Tode erbaut; wie ragt zugleich die Kühnheit des Geistes hoch hinan; wie still ziehen die einfachen Linien der regelmäßigen Formen die Seele hinauf. Elementargedanken des Lebens in Stein. Dann

wieder erschienen sie mir wie eine Verkörperung des ägyptischen Volkes. Breite Massen, still sich fügend zum Triumphe des Despoten, des Despoten, der doch zugleich ihre Spitze, ihre Verklärung, ihre Geschichte bedeutet. Aber wie ernst sahen diese Pharaonen das Leben an. Wenn sie den Thron bestiegen, begannen sie ihre Todtenkammer draußen am stillen Wüstertrand zu bauen. Jedes Jahr legte einen neuen Steinring herum, vielleicht den Göttern als Dank für das gegönnte weitere Lebensjahr. So bauten sie fort an ihrem eigenen Grab, das zugleich ihr Denkmal und ihr Dankaltar war, bis zu ihrem Tode.

Etwa eine Viertelstunde entfernt wüstenwärts steht der Sphinx. Ich habe nach Abbildungen nie ein Verständniß für ihn gehabt. Freilich sah man auch stets nur den Riesenkopf aus dem Boden sich wie abgeschnitten erheben. Aber als ich ihm gegenüber im Sande lag, im hellen Mondschein — der Sandstaub war verfliegen, klar leuchteten die Sterne herab, mit denen diese Gebilde aus Menschenhand fast wetteifern im Ausdruck der Unwandelbarkeit und Ruhe — wie er so breit mit seinem Riesenkörper, mit den lang ausholenden Tazen im Wüstenand dahin gestreckt lag, mit dem trotz aller Verstümmelung ruhig lächelnden Riesenkopf, den er so stolz und frei trägt, mich anstarrte: da durchschauerte auch meine moderne Seele etwas von dem Geheimnis und der Riesenhaftigkeit der Natur, wie beiden zugleich hier ein Dichter in Stein zweitausend Jahre vor Christus mit Kindeslallen den erhabensten Ausdruck gab. Am Rand der

Wüste liegt er, Wächter ihrer Majestät; halb Wüstenkönig, Löwe, halb Mensch, der Geist, der die Natur bezwingt. Er begann zu reden: „Hier Menschengeist, ist deine Macht am Ende; hier beginnt das Geheimnis, das nicht zu bändigende, das unheimliche und doch lockende, der Tod.“ Wie mochten sie zitternd vor ihm stehen, den Kopf in den Sand beugend, wenn er sie so anredete, jene Kinder-Niesen vor vier Jahrtausenden.

Ganz nahe dabei steht ein Tempel, jetzt im Sande begraben und erst vor wenig Jahrzehnten wieder entdeckt und wenigstens im Innern ausgegraben, jeder Pfeiler ein einziger Granit, ein Meter im Geviert, mehr denn drei Meter hoch, darüber ein eben solcher Koloss quer gelegt, so drei Reihen. Glatte viereckige Steine; keine Zierrat; nichts als die Fläche und die gerade Linie. Drüber der Himmel, ringsum der Sand. Gigantisches Empfinden, gigantisches Vermögen, vom Flugsand begraben. — Sollte etwa Israel in diese Schule gegangen sein, so daß das Ewige an den in diesen Denkmälern versteinerten Gedanken dort, belebt, verklärt durch die Offenbarung des ewig Lebendigen, eine Auferstehung feiern durfte?

---

II.

**Auf der Fahrt nach Jerusalem.**

---

Beirut, 14. März.

Das glich ja beinahe dem Auszug der Kinder Israels; so viel Schwierigkeiten und Hemmnisse zu Wasser und zu Land stellten sich meiner Reise ins gelobte Land entgegen. Schon in Port Said mußten wir 24 Stunden liegen, weil der starke West, der Chamsin der Wüste, das Mittelmeer aufwühlte, und uns notdürftig unterhalten mit der Bewunderung der ein- und ausfahrenden Panzerkolosse oder Ostindienfahrer und der Durchwanderung dieser Stadt von gestern, eines Kindes des Suezkanals, das außer dem Kanal nichts hat, wovon es lebt, nicht einmal Minarets, Kuppeln oder Kirchtürme, in der alles eitel business ist, eine „moderne“ Stadt. Endlich lichtete das Schiff die Anker. Wie eine Nußschale schaukelte es draußen auf der See. Bis Nachts drei Uhr trotzte ich, dann übergab ich mich. O diese Musik des Meeres: unten gurgeln die Wellen, oben gurgelts in allen Kajüten.

Gegen Morgen kam Jafa in Sicht, die Anker raffelten nieder; wie ein an Ketten gelegtes Ungethüm bäumte sich



das Fahrzeug, ruhlos unermüdllich den ganzen langen Tag. Hätte es einen Augenblick stille gehalten, man hätte drüben die Fenster zählen können an den Häusern der stolz aufgebauten Stadt. Am Sande ruhten die großen Boote, keins wagte sich auf den Gischt. Um halb acht Uhr Abends wurde ich durch wirres Durcheinanderschreien aus meinen „süßen Träumen“ in der Noje aufgeschreckt; das Postboot hatte sich herangewagt, und ob es auch am Schiff auf- und absprang, wie ein Hündchen an seiner Herrin, stürzte sich doch von den Arabern, die wir an Bord hatten, kopfüber hinein, was irgend Platz hatte; vergeblich warnte und schalt der Kapitän. Glücklicherweise kam es von uns los. Unter eintönigem „la ilāha ill' allāh“, im Chorus ins Brausen der See hineingebrüllt, ging es auf steilen Wogen hoch, um plötzlich in der Tiefe zu verschwinden. Klopfenden Herzens warteten wir, ob die weißen Turbane wieder auftauchten, ein grausig Schauspiel in der rasch hereinschneidenden Dämmerung. Allmählich verklang der Ruf, das Boot versank in der Nacht. Wie wir hier erfahren, sind sie glücklich an Land gekommen. Alljährlich verschlingt dieser hasenlose klippenreiche Strand zahlreiche Opfer.

Wir Andern mußten weiter fahren bis nach Beirut, dem einzigen ausgebauten Hafen an der ganzen Küste, um dort drei Tage auf Rückfahrgelegenheit zu warten. Das deutsche Gasthaus ist wie alle in Palästina in schwäbischen Händen, sodaß es mir Odysseus bald heimatlich wurde am fremden, ungesuchten Strand.

Wir benutzten die gezwungene Muße zu einem Ausflug in den Libanon, zu dessen Füßen, um den blauen Golf her auf gelbem Schwemmland von dunkelgrünem Pinienwald umschirmt, die Stadt mit ihren ausgedehnten Gartenanlagen und ihrem prachtvollen Villenfranz sich reich und behaglich ausbreitet. Für uns sind Libanon und Cedern zwei unzertrennliche Begriffe. Seit Menschengedenken aber finden sich Cedern nur noch an einer Stelle, tief im Gebirge, die zu erreichen mit vielen Umständen verknüpft ist. Aber was sich uns ebenfalls mit dem Begriff Libanon verbindet, die Vorstellung des Vornehmen, Reichen, Königlichen, das trifft noch völlig zu. Dabei ist der Charakter des Gebirges sehr mannigfaltig. Die ersten Erhebungen sind mit jungem Pinienwald bepflanzt, dazwischen die Mulden mit Maulbeer- und Feigenbäumen. Tief einschneidet, wild wie irgend ein Alpenthal, die Schlucht, die der Beirutfluß sich durch das harte Gestein gefressen. Dede und tot sind die grauen Abhänge; aber auf der Höhe stehen rings blühende Dörfer, jeder Fleck anbaufähiger Erde auch an den steilsten Halden ist durch musterhafte Terrassenanlagen ausgenutzt und mit Feigen und Reben bepflanzt, das Ganze ein lachend Bild der Fruchtbarkeit und des Fleißes. Darüber breiten sich, bis weit herunter von Schnee bedeckt, die Häupter des Gebirges, in langen Linien feierlich aufsteigend. Die Zackigen Vorberge sind stets mit Klöstern gekrönt. Wir fuhren nach der beliebtesten Sommerfrische der Beiruter, Brumana, auf gut gepflegter Gebirgsstraße in un-

zähligen Windungen zu stattlichen Höhen hinauf. Alle Dörfer sind christlich, die Menschen grüßen freundlich. Es war Sonntag. Ein Sonntagbild, wie in deutschen Bergen. Plaudernd, von der Kinder Spiel umkränzt, saßen sie vor ihren steinernen Häusern, Männer und Frauen, Jung und Alt im Sonntagsstaat. Ein schöner Menschenschlag, hübsch geschnittene, nachdenkliche Gesichter. Alles zeugte von Wohlstand. Bettler sah ich keine. Droben ist der beste Gasthof in den Händen eines jener abessinischen Missionare, die 1867 beim wilden Theodoros gefangen gehalten waren, Saalmüller aus Sachsen-Meiningen, der seit seiner Befreiung in Syrien wohnt und uns viel erzählen konnte. Um ihn spielten zwei Kinder seiner Tochter von drei und anderthalb Jahren, bildschön, eine interessante Racemischung, die glänzend geglückt ist; der Großvater ein Sachse, die Großmutter eine Abessinierin, der Vater ein Franzose.

All diesen Wohlstand und diese Kultur seiner Thäler und Hügel dankt der Libanon seinen christlichen Bewohnern und dem Umstande, daß nach dem Christengemetzel von 1860 der Türkei aufgelegt wurde, für diese Provinz stets einen Christen zum Gouverneur zu ernennen. Seitdem ist Ordnung und Verlässlichkeit in der Verwaltung. Es ist eine Dase im türkischen Reich. Hier wird es deutlich, was Religion auch für das irdische Dasein bedeutet.

\*     \*     \*

Zammarin, Rothschild'sche Judenkolonie,  
15. März.

Wer weiß, wo das ist? — Bei gutem Wetter waren wir Mittags zwei Uhr von Beirut ausgefahren. Kaum auf die hohe See gelangt, begann das alte Wetterspiel. Kurz vor Haifa, halbwegs Jafa, gegen Mitternacht steuerte darum der Kapitän zurück nach Beirut, um nicht die 120 armen Jerusalempilger auf Zwischendeck möglicherweise bis nach Egypten verschleppen zu müssen. Vor Beirut ward es wieder stiller, so wendete er aufs Neue. Als uns der Anker Raffeln aus dem unruhigen Schlaf weckte, lagen wir statt vor Jafa, wie wir als selbstverständlich voraussetzten, vor Haifa. Sollten wir uns noch einmal dem aussetzen, von Jafa, dem unnahbaren, mit seinen roten Dächern, seinen ruhenden Booten geöffit zu werden, um nach achttägiger Irrfahrt wieder am Ausgang anzulangen, im öden Port Said? Wir zogen vor, dem ungetreuen Meer zu entfliehen, um endlich wenigstens den Boden des heiligen Landes unter die Füße zu bekommen, und die Landtour nach Jafa zu unternehmen. Dazu winkte es so freundlich mit seinen Häuserterrassen, die sich den waldigen Karmel hinaufzogen, mit seinem Palmenhain im Hintergrund die Seewacht haltend am Eingang des gewaltigen blauen Halbrunds der Bucht von Akko. So gingen wir an Land.

Bald waren, dank der liebenswürdigen Bemühung des deutschen Konsuls Keller, wieder eines schwäbischen Landsmanns, fünf leichte breitspurige ameri-

faniſche Prairiewagen, wie ſie allein dem Terrain gewachſen ſind, zur Stelle. Es hatte ſchon eine Woche lang geregnet. Der Wagenbeſitzer war nicht ohne Bedenken, ob wir trotzdem durchkämen. Aber der unverfäliſchte ſchwäbiſche Dialekt der Kutſcher klang zu vertrauenerweckend. Haifa iſt nämlich zur Hälfte ein wohlhabendes ſchwäbiſches Bauerndorf. Reinliche zweistöckige Häuſer mit Ziegeldächern ſtehen längs einer mit Bäumen bepflanzten Straße in umzäunten wohlgepflegten Gärten. Hoch ragt der Giebel, unter dem Betſaal, Schule und Pfarre traut vereint ſind. Die ſaubereren Kinder reichen dem Fremden mit traulichem „Griaß Gott“ die Hand. Es iſt eine der Siedelungen der in den ſechziger Jahren nach dem gelobten Lande ausgewanderten „Templer“. Ihre raſtloſe Arbeit hat die Abhänge des Karmel und den ganzen Uferſtrich in fruchtbarſtes Reben- und Weizengelände verwandelt. Weiß blinkt vom Karmel herab ihr Luſtkurhaus.

Es galt eine Fahrt von fünfzehn bis ſechszehn Stunden, von denen fünf noch heute zurückgelegt werden ſollten. Das Ziel war Jafa; denn nach Jeruſalem quer durchs Land kann man zu Wagen nicht gelangen. Eine halbe Stunde lang fuhren wir denn auf einem wirklichen Weg um den Fuß des Karmel wie durch ſüddeutſche Landſchaft. Dann aber gab es nur noch Wegſpuren, die ſich allmählich auf Räderſpuren verflüchtigten. Ueber Haideland, Felsengeröll, Dünenſand ging die ſchaukelnde Fahrt; vorbei an den zerfallenen Seeforts der Kreuzfahrer, Aklit und Tau-

tura, in denen jetzt Beduinen nisten. An einem Brunnen, zu dem eben Samariterinnen hinabstiegen, in stolzem Gang die großen bauchigen Thonkrüge frei auf dem Kopf wiegend — ich glaube, sie hätten uns auch einen Trunk verweigert, wie ihre Ahnherrin im Evangelium — machten wir Halt, die Pferde zu tränken. Ein schwedischer Herr und ich gingen zu Fuß die Heide lang voran. Wir dachten beim Blumenpflücken darüber nach, wie manchen Kreuzfahrers Gebein unter diesem Rasen ruhen mag. Plötzlich tauchten wie aus dem Boden gewachsen zwei Beduinen vor uns auf, mit blitzenden Augen, reich bewaffnet, der Eine zu Pferde. Ueber die Ebene flog ihr lauernder Blick. Dann traten sie an uns heran und wollten ein Gespräch beginnen. Wir wußten, was das Ende sein sollte. Die Situation war nicht behaglich. Mit liebenswürdiger Geberdensprache halten wir sie hin. Da wankt hinter der Felskante das Berdeck eines unserer Wagen hervor. Im selben Augenblick grüßen sie vornehm-höflich und verschwinden in die Weite.

Nach fünfstündiger Fahrt ging es plötzlich landein durch Sümpfe, quer durch wogende, unter den Rädern krachende Weizenfelder durch, dem samaritani-schen Bergland zu, das völlig den Charakter schwäbischer Berglandschaft trägt. Auf der Höhe des ersten waldbedeckten Hügels liegt Zammarin, eine blühende Kolonie, aus Rothschild'schem Gelde erbaut, bevölkert von, dem Eindruck nach, von ihrer Existenz befriedigten russischen Juden, mit prächtigem Fernblick nach

den Galiläischen Bergen auf der einen, nach dem durch den grünen Ackerstreifen der Ebene Saron von den Bergen getrennten blauen Meer auf der andern Seite. Berg und Thal sind in Weingärten verwandelt, in denen wir freilich nur Araber arbeiten sahen. Solcher Kolonien, theils von Rothschild's Gnaden, theils spätere selbständige Gründungen von Juden, die sich trotz des inzwischen ergangenen Verbots in das Land einzuschmuggeln wußten, giebt es übrigens eine ganze Reihe. Man erkennt sie von fern an den roten Ziegeldächern. Merkwürdig war, daß diese Juden gar keinen, wie unsere Schwedin sagte, „ausgeprägelt“ Judentyp in unserem westeuropäischen Sinne hatten. In Berlin oder Frankfurt hätte sie wohl Niemand für Juden gehalten.

\*            \*            \*

Et-Tire, Mittags.

Hier sitze ich auf einem Trümmerhaufen unter fünf Beduinen, Prachtgestalten mit markanten braunen Gesichtern, die mir das Papier im Winde halten wollen und meinen Füllfederhalter anstaunen, als ginge es nicht mit rechten Dingen zu, mitten in der weiten Ebene Saron, angeblickt von Kreuzfahrerfestungen, die von Hügeln herabtrogen mit denselben runden Ecktürmen und Zackigen Mauern wie die mittelalterlichen Burgruinen Süddeutschlands, dahinter die blauen Wellen des samaritanischen Ge-

birges mit dem Garizim und dem Ebal, ihren höchsten Erhebungen. Unmittelbar vor uns eine große Karawanferei; ringsum Kameele, Esel, Schafherden, Büffelscharen, schwarze Beduinenzelte. Eben verzehrten wir, da die Räume der Karawanferei für europäische Reinlichkeitsbegriffe unzugänglich sind, im Freien lagernd unser Mittagbrod, etliche harte Eier, ein zähes Huhn, süßen Milchkäse und saure Orangen nebst etwas herbem Zammariner Rotwein, wofür wir dem jüdischen Wirt fünf Mark pro Person zu zahlen hatten. Die Ebene könnte, wenn sie drainirt würde, wie die Kulturen um Zammarin her zeigen, ein Paradies an Fruchtbarkeit sein. Statt dessen liegt sie versumpft und verödet. Die Araber bauen nur, was sie brauchen; die Beduinen, ein unselbsthaftes Wandervolk, leben von ihren Herden.

Meine braunen Freunde schwäzen auf mich los, als ob ich es verstehen müßte; Glaue umkreist sie mit seinem Photographenkasten wie ein Adler seine Beute. Aber mehr interessiert sie mein Operngucker; unermüdlich geht er von Hand zu Hand, ob auch ihr Falkenauge, das mindestens sechs Mal so scharf sieht als ein normales Europäerauge, natürlich nichts dadurch gewahr wird. Prächtige Kinder der Wüste, ihrer großen Kinderstube, in der Gestalt der schönsten Männer. Sie mit ihren langen Flinten, im wehenden schweren Mantel aus Kameelschaaren, auf ihren Mohrenschimmeln, womöglich ohne Sattel, Zügel und Bügel, als wären sie zu Pferde auf die Welt ge-



kommen, dahin galoppiren zu sehen, um einen verirrtten Büffel einzuholen, ist ein Bild von packender Kraft.

\*            \*            \*

Tafa, Abends.

Nun sind wir nach beinahe siebzehnstündiger, nur durch kleine Halte unterbrochener Fahrt endlich am Ziel. In Europa gälte solche Reise für Menschen und Tiere als unmöglich. Ueber steiles Felsgeröll humpelte der Wagen bergab, wo die Pferde kaum Raum fanden, Fuß zu fassen. Dann ging's durch Lehm, der bei dem seit Tagen strömenden Regen die tief einsinkenden Räder zäh festhielt, dann durch Sümpfe und Teiche, daß das Wasser bis an den Boden des hochgestellten Wagens kam. Einmal fielen die Pferde des letzten Wagens in den bodenlosen Sumpf. Man mußte mitten im Wasser ausspannen, vorspannen, „jeder der Kerle mußte ein Pferd ins Maul nehmen“, riet unsere muntere Schwedin, und mit Hoi und Hüh gelang es endlich, den festgefahrenen Wagen in Bewegung zu setzen. Der Boden ist, wohl in Folge der häufigen Platzregen, von Zeit zu Zeit von scharf eingerissenen Rinnsalen durchwühlt, oft fünf, sechs, sieben Meter tief. Sind sie zu lang, sie zu umfahren, so muß der Wagen dachsteil hinab und an der andern Seite ebenso hinauf. Daß er dabei nicht kippt und die Pferde nicht kopfüberstürzen, wird selbst einem erfahrenen Rosselenker Europas wie ein Wunder erscheinen. Einmal ging

es auch durch uralte Eichen hin, einen „Hain von Mamre“. Sie nennen's Wald; in Wahrheit sind es vielleicht hundert Bäume, die von einander je dreißig Meter entfernt stehen. Eine Erquickung waren die Fahrten durch die mit ganz kurzem Klee bedeckte Heide, die in sanftem Violett oder Rosa, vom Weiß ungezählter Gänseblümchen durchwoben, schimmerte, das Urbild eines orientalischen Teppichs. Auf den Graswiesen flammen feuerrote Tulpen und Anemonen, mit einander wetteifernd in einer für uns unvorstellbaren Glut ihrer Farbe; aus den Felsen brechen durch alle Ritzen violette und weiße Chelamen hervor; an den Hängen blühen flatternde wilde Rosen im zartesten Hauch von Rosa.

Durch das stete Bergauf Bergab waren auch diese unermüdblichen Pferde totmüde geworden, zumal wir beim Umfahren eines jener tiefen Kinnjale die Richtung verloren hatten und nur nach langen Umwegen uns wieder zurecht fanden. Die Sonne sank hinter die in einförmiger Folge einander ablösenden Erdwellen hinab. In ihren letzten Strahlen leuchtete vom ferner rückenden Gebirge noch manche „Stadt auf dem Berge“ durch die Dämmerung, die hier nur Minuten währt. In grotesken Sprüngen, aufgeregt durch die seltene Erscheinung der Wagen, rannten die gewaltigen Herden der Beduinen mit unzähligem Jungvieh, in großem Bogen uns umkreisend, zu der Melkstätte. Wie Schattenbilder tauchten im letzten Dämmer da und dort auf der nahen Horizontlinie grasende Kameele in gigantischen

Umrissen auf; wie weibliche Uebermenschen zogen, den hohen Krug auf dem Kopfe, wassertragende Frauen vom weiten Brunnen zur Lagerstatt der Beduinen. Aus ihren dunklen flachen Zelten glimmte das rote Feuer auf, über dem sie ihren Maisbrot kochten. Dann war es Nacht, finstere Nacht. Weglos fuhren wir in vorsichtigem Schritt über die schlummernde Heide. Immer neue Hügel. Immer mühsamer folgten die Wagen. Der Weg wollte nicht enden. Schakale wimmerten durch die Nacht, hin und her huschten wie Geister leichtfüßig die Gazellen vorüber. Endlich blitzte ein Licht auf. — „Jafa,“ athmeten wir auf. „Jo Mulle,“ schwäbelte der Kutscher. Wir kamen an eine Mühle, etwa anderthalb Stunden von Jafa entfernt. Hohe Mauern stauten das Wasser. Ohne Brüstung galt es, auf der kaum die Spurweite unserer Wagen haltenden Mauer hinzufahren. Dann hieß es: rasten. Die Pferde konnten nicht mehr. Sie mußten gefüttert werden.

Endlich ging es weiter. Man sah nicht die Hand vor den Augen. Die fünf Wagen besaßen zusammen eine einzige Laterne; die andern waren alle längst von Beduinen gestohlen, und die Besitzer finden es zwecklos, immer wieder neue anzuschaffen, die derselben Bestimmung harren. Ich nahm die Diogeneslaterne zur Hand und leuchtete den Weg ab, Schritt vor Schritt die oft verschwindenden Geleisepuren früherer Wagen suchend und vor den vom Regen gerissenen Rinnen warnend. Uebermals verloren wir die verwehten Spuren und mußten

lange zum Boden niedergebeugt irren, bis wir sie wieder fanden. Plötzlich ertönte des führenden Fuhrmanns „Halt“. Wir waren dem nach dem Jordan größten Fluß Palästinas nahe. Der Kutscher berichtete, daß vor zwei Jahren die Brücke weggerissen worden, daß man seit Kurzem — es war die einzige fahrbare Verbindung zwischen Nord und Süd des Landes! — an einer neuen Brücke arbeite, die aber schwerlich schon passierbar sei. Wir suchten sie und fanden auch auf einen etwa vierzig Meter hohen Steinpfeiler hinüber greifend das Eisengerippe der neuen Brücke, für Fußgänger gangbar; auf dem Pfeiler aber, mitten überm Thal, brach es ab. Die zweite Hälfte fehlte, keine Barriere schützte den Wanderer. Auf unser Schreien erwachte drüben Leben, eine Laterne erschien, ein Araber kam oberhalb des Brückentorso herüber. Wir krebseelten die weggeschwemmten Böschungen hinab; der große Fluß bestand aus zwei dürftigen Bächlein, über die ein kurzes Brett uns hinüberführte. Auf der andern Seite ging es wieder über Felsgestein steil hinauf. Drüben warteten wir wohl eine halbe Stunde in der Nacht. Unsere Phantasie sah die Wagen und die Pferde unten zerschmettert. Aber siehe, sie kamen unverfehrt zur Stelle. Auf unser Wie? antworteten die Kutscher gelassen: „'s goht alles“. Jenseits der Brücke kamen wir auf eine „Straße“. Die Kutscher trieb der Bakshisch. Holterdipolter gings über Steine und Löcher im scharfen Trabe durch die finstere Nacht, und wahrlich, wir langten, wenn auch geräbert, so

doch mit heilen Gliedern um zehn Uhr Nachts in Jafa an, diesem Dornröschen, das zu Land so schwer zu gewinnen ist, wie zur See, dort von Felsenriffen und Gifcht, wie von blühenden Dornenhecken umschirmt, hier von Sümpfen und Abgründen und Heide-land wie von drohendem Tod umlauert.

---

III.

Tempelplatz und Belberg.

---

Jerusalem, Johanniter-Hospiz, 18.—22. März.

Womit soll ich beginnen? Ein Eindruck verdrängt den andern. Ich erzähle der Reihe nach. Der Zug von Jafa führt erst an seinen blühenden Orangengärten und über sich steigenden Palmengruppen vorbei, dann durch fruchtbare Ebene mit uralten, prächtigen Olivenwäldern. Zum ersten Mal hält er bei Lydda, uns von Kind auf bekannt aus den allerersten Anfängen des Christentums. Bald folgt Ramle, eine muhammedanische Gründung, wohl als Konkurrenz von Jerusalem, während der Jahrhunderte der Alleinherrschaft des Islam auch die politische Hauptstadt des Landes, zuletzt noch Napoleons Hauptquartier; seit Palästina wieder in den europäischen Verkehr gezogen ist, in raschem Rückgang gegenüber Jerusalem und so ein Wahrzeichen vom Wandel der Verhältnisse. Nach schmalem Hügelland steigt steil das jüdische Gebirge auf; die ersten Berge ragen schon über 400 Meter hoch. Der Zug zwingt sich in ein enges wildes Thal ein, dessen unzähligen Windungen folgend. Viel Steine gab's und wenig Brot. Raum im schmalen

Thal ein grüner Rasenstreifen. Das breite steinigte Rinnthal wasserlos. Die Berge fast ganz kahl und ohne Erdrume. Nur hin und her ganz verloren ein kümmerlicher Delbaum. Die einzige menschliche Wohnung, die zu entdecken ist, eine Felsenhöhle in halber Höhe des Berges mit unfindbarem Zugangssteig, statt der Thüre Dornestrüpp, an dem die Ziege nagt, und Kaktushecken, auf denen die Bewohner Lumpen trocknen. So wohnte wohl einst vor drei Jahrtausenden David, als er vor Saul flüchtig war. Zuweilen einige träge Kameele, eine Herde schwarzer Schafe mit einem kleinen David mit nackten Beinen und einem Umhang von Kameelshaaren.

Allmählig wand sich der Zug keuchend auf die Höhe, zuletzt an kleinen Ortschaften vorbei, mit Nebenpflanzungen ringsum. Scharf piff der Wind. Rauhes Gebirgsklima. Nach einer letzten Wendung traten Spitzen von Türmen und Kuppeln, zuletzt eine gerade zinnengekrönte Mauerlinie hervor. Ein Piff, und wir hielten. „Jerusalem, ירושלים“ stand an dem bescheidenen Bahnhöfchen zu lesen. Noch ehe der Zug zum Stehen kam, wimmelte es durch die Wagen von den fragwürdigsten Gestalten, die ohne zu fragen alle Gepäckstücke ergriffen und von dannen trugen. Draußen stand ein Gewirre von Wagen, wie sie kein abgelegenes Landstädtchen mehr als solche anerkannt hätte. Als endlich die verschleppten Gepäckstücke wieder bei einander waren und die Pferde anzogen, schwangen sich fünf oder sechs Kerls auf den Bock, auf die Trittbretter, auf die hintern Federn des Wagens. Ver-



gebens suchte der Kutscher sich ihrer zu erwehren. In gestrecktem Trabe ging es eine steile Fahrstraße hinab ins Hinnomthal, in demselben gestreckten Trabe die ebenso steile Fahrstraße hinauf, unter den Mauern Jerusalems hin zum Safathor. Vor demselben hieß es aussteigen, noch ehe wir in die Stadt gekommen waren. In der Stadt können keine Wagen fahren, wurde uns Staunenden erklärt. Wieder das widerlichste Gefelsche um das Tragen des Gepäcks. Endlich traten wir durch das alte massige Thor. Ein kleiner winkeliger Platz, überragt von einem gewaltigen Quaderturm, Davidsburg genannt, verlor sich sofort in einer engen Gasse, der Hauptstraße der alten Stadt. Der Weg ging über schlecht gepflasterte, stufenartige Absätze hinab, von Schmutz und Nässe schlüpfrig, dann links um die Ecke in eine noch engere Gasse, und so fort durch lauter enge Mauern und Winkel unter Gewölben durch; mühsam wand man sich zwischen Menschen, Eseln, Hunden, Gepäck, zuweilen auch beladenen Kameelen hin. Bald schauderte es einen modrig an; bald drängten sich widerliche Gerüche auf. Verwirrt und betroffen gelangten wir am Johanniter-Hospiz an, dessen lebenswürdiger Hausvater uns an der Bahn abgeholt und glücklich durchgeholfen hatte.

Das Hospiz liegt im Centrum der Stadt und ist ein Urbild Jerusalemischer Bauart. Unter ihm durch führen zwei sich rechtwinklig kreuzende Hauptstraßen, so daß man durch vergitterte Oeffnungen im Boden des inneren Hofes etliche dreißig Meter

hinab auf die Köpfe der unten wandelnden Menschen und Thiere blickt, und stets das unterirdische Rauschen und Rollen aus der Tiefe dringt. Die Zimmer münden alle auf den mit Gesträuch bepflanztan Hof. Eine Freitreppe führt in ihm nach den oberen Zimmern und auf eine Plattform, von der man über lauter flache Kuppeldächer weg zum Delberg hinüber sieht. Jedes Zimmer ist, da als Baumaterial nur Steine zur Verfügung stehen, flach gewölbt. So tritt als Dach aus der flachen Kante der Wandmauern über jedem Raum eine Kuppel hervor. Wir bewohnen das Zimmer, das einst unser Kronprinz inne hatte, mit freiem Blick über den ganzen Delberg. Der Eindruck des Hospizes ist der des vollendeten Behagens in schlichtesten Formen. Bis in unser Zimmer drängten sich uns außer den Trägern unseres Gepäcks auf dem Fuße sechs Araber nach, für ihre unerbetenen Dienstleistungen am Bahnhof Bafschisch fordernd. Nur nach langen Pourparlers wurden wir sie los. Das waren so die ersten Eindrücke! Herbe Wirklichkeit der Dinge!

Doch nun zu dem Jerusalem, das unsere Seele sucht. Wunderbare Stadt auf dem Berge! Auf Schutt gebaut, in Schmutz versenkt, winkelig und eng, und doch in ihrer Geschichte eine gewaltige Predigt von dem Suchen des Menschenherzens nach dem, das droben ist, die alles andere vergessen macht, eine fast noch gewaltigere von dem Fluch des Wahns und der Selbstüberhebung, die erschüttert.

Unser erster Gang am andern Morgen war durch wirres Gewinkel von Gassen und Durchläßen zum Tempelplatz, genannt Haram esch-Scherif d. h. geheiligter Bezirk. Der erste Eindruck ist der einer großen, fast öden Fläche. Steinfliesen bedecken wie Grabsteine all die Herrlichkeit von Tempeln und Palästen, die diesen Platz einst zu einer weltberühmten Sehenswürdigkeit gemacht. Vereinzelt bewegen sich Menschen darauf, Araber und Türken. Für Nichtmuslimen ist sein Besuch nur nach höchster obrigkeitlicher, durch den Konsul vermittelter Genehmigung unter Begleitung eines türkischen Soldaten und eines Konsulats-Kawaffen gestattet. Gras wächst in den Ritzen zwischen den Steinplatten; da und dort ragen uralte Cypressen und beleben das einförmige Grauweiß des Bildes. Unregelmäßig stehen wie von der Sonne hingestreut da und dort aufragend Mauerstücke, Portale, Tempelchen, heilige Brunnen, Reste von Säulenhallen, Gebetsnischen, alles in den gewaltigen Dimensionen verschwindend.

Der Platz umfaßt nicht weniger als ein Achtel des gesammten ummauerten Stadtplans; er bildet ein längliches Viereck, dessen Seiten aber nicht ganz parallel sind, 600 Schritt lang und 370 Schritt breit. Im Gemüt streitet der Eindruck des Imponirenden mit dem des Neden. Einst die Seele dieser Stadt, liegt er jetzt außerhalb des Verkehrs, fast wie ein Kirchhof. Rings Zeichen der Jahrtausende, die darüber hingingen, und doch so verwischt und verwittert, daß man sie nicht deuten kann. Wo sind die Ruinen der drei Tempel, des Salomo, der aus der Gefangenschaft

heimkehrenden Juden, des Herodes? Wo die Ueberreste des an deren Stelle gesetzten Jupitertempels des Hadrian?

Nur die Stätte davon bezeichnet mit ziemlicher Sicherheit im Mittelpunkt des Platzes die Marmoschee. Mit magnetischer Gewalt zieht sie den Wanderer in ihren Zauberkreis. Auf einer um drei Meter erhöhten, unregelmäßig viereckigen Plattform, auf welche von allen vier Seiten unter leichten Arkaden breite Stufen führen, steht sie in sich versunken, durch die Fayence-Platten, mit denen die Wände bekleidet sind, in ein traumhaftes Blau getaucht. In der Nähe freilich macht auch sie den Eindruck des Zerfallenden. Wenigstens von außen. Die Größe ist stattlich. Ein Rundbau in Achteckform, jede Seite 20 Meter messend. Die Wände sind belebt durch je sieben schlanke Fenster mit flachen Spitzbogen, die vier nach den Himmelsrichtungen liegenden haben große Portale mit wohl später vorgebauten Säulenhallen. Der Mittelbau, eine gewaltige Trommel mit kleineren Fenstern, erhebt sich wesentlich höher und ist von einer in schöner Linie aufsteigenden Kuppel überdeckt. Die Umrisse erhöhen den in der Färbung liegenden Eindruck abgeschlossener feierlicher Ruhe.

Aber nicht das Äußere, das Innere macht den „Felsendom“ zu einem der erhabensten Baudenkmale. Den Mittelpunkt bildet ein zu Tage liegender, sich bis zu zwei Metern über den Boden erhebender Fels von stattlichem Umfang ( $17\frac{1}{2}$  zu  $13\frac{1}{2}$  Meter). Um ihn her steht eine Säulenreihe, zwölf Säulen, unter-

brochen durch vier Pfeiler. Ein feines schmiedeeisernes Gitter aus der Kreuzfahrerzeit, das sich von Säule zu Säule zieht, schließt den heiligen Fels ab. Auf diesen Säulen ruht die Trommel mit der Kuppel. Zwischen den Umfassungsmauern und diesem inneren Säulenkreis liegt, den Mauern näher und deren Achteck folgend, nochmals eine Säulenordnung, in den acht Ecken starke Pfeiler, zwischen denen sich die Säulen gruppieren. Sämtliche Säulen sind Monolithen aus kostbarstem Marmor verschiedener Färbung, wahrscheinlich sämtlich älteren Baulichkeiten, theilweise wohl Hadrians Jupitertempel entnommen, an dessen Stelle die Moschee erbaut wurde. An einem der Kapitäle findet sich das Kreuz verwertet. Von Säule zu Säule ziehen sich Rundbogen, auf denen das obere Mauerwerk und die Decken ruhen. Die Umfassungsmauern sind mit Marmor verkleidet, die Flächen zwischen und über den Rundbogen mit Glasmosaik bedeckt, worin Dunkelblau und Gold vorherrscht. Es sind „Arabesken“ in graziösester Linienführung, die das Auge in ihren Zauberkreisen immer weiter locken. Dabei fällt das häufige Vorkommen von Aehren und Trauben, den christlichen Abendmahlsymbolen, auf. Vollendet wird das Farbenspiel zu einer Farbenhymphonie von geradezu berückender Wirkung durch die Behandlung der Fensteröffnungen. Diese haben doppelte Füllungen, eine nach innen und eine nach außen. Beide bestehen aus durchbrochenen Gipsplatten; aber jede ist nach einer anderen Zeichnung durchbrochen, so daß nie eine Öffnung der äußeren Füllung

genau mit einer der innern sich deckt. In der Tiefe der sich nach dem Innenraum trichterförmig erweiternden Oeffnungen der inneren Füllung ist das Glas eingefest in verschiedenen Farben von wunderbarem Schmelz und Feuer. Indem nun von außen das Licht nur da und dort auf die Gläser trifft, wie etwa das Licht auf die Blätter im Buchenwald, und der Farbenglanz nach innen durch die tiefen Trichter wie zerstäubt wird, entsteht ein unlösbares wie Luft zitterndes Ineinander von Farben, das den ganzen Raum magisch durchwirkt. Ein nur durch ruhige, große architektonische Linien umgrenzter Raum durchflutet von einem Farbenmeer! Kein Bild, keine Statue, kein Altar unterbricht diese Linien, dieses Fluten. Alles ist Andacht, beschauliche, traumhafte; aber stiller, geschlossener, ahnungsvoller mutet sie uns an als in allen mittelalterlichen Domen.

Doch nicht nur diese Zauberfarben, auch einzigartige Geister der Geschichte ziehn durch diesen Raum. Der Fels, über dem er sich wölbt, ist ein Urheiligtum der Menschheit. Und mag rings in Staub gesunken sein, was vordem Menschenhand erbaut, er selbst hat den Stürmen allen getrozt. Ehe der Schutt um ihn sich aufgehäuft hat, muß er noch beherrschender hervorgeragt sein. Er war der Magnetberg, der die Frommen jedesmal wieder zwang, hier ihr Heiligtum zu errichten. Hier ist sichere Tradition, auf Fels gebaut. Es ist nicht zu bezweifeln, zumal da noch eingehauene Rinnen, mündend in senkrecht in

die hohle Tiefe führende Oeffnungen, es bezeugen: jener „Altar von unbehauenen Gestein“ ohne Stufen (2. Mose 20, 25), der Mittelpunkt alles israelitischen Gottesdienstes, auf dem sie seit David bis zu Titus über 1000 Jahre ihre Brandopfer brachten Tag für Tag, war nichts anderes als dieser Fels. Aber noch um 1000 Jahre weiter zurück weist die Legende in altersgraue Vorzeit, indem sie hierher die Opferung Isaaks verlegt, die selbst wieder über sich zurückweist auf hier dereinst gebrachte Menschenopfer, die erst der Gott Abrahams verbot.

War aber hier der Brandopferaltar, so stand der salomonische, wie der herodianische Tempel unmittelbar hinter ihm nach Westen zu. Wo heute das an seinem Platze so unmotivirte Rundtempelchen den Ort der Himmelfahrt Muhammeds anzeigt, da war das Allerheiligste. Und eben deswegen verlegte die Tradition des Islam gerade hierher die Himmelfahrt des Propheten, um die andre alte Tradition dadurch auszutilgen. Ringsum in großem Viereck liefen hier die den Vorhof umkränzenden Säulenhallen, in denen Jesus gelehrt hat neben den zünftigen Schriftgelehrten, in denen durch des Petrus Mund zum ersten Mal in der Welt das Evangelium verkündet ward. Da drüben aber gegen den Süden des Platzes hat der sonst so sanftmüthige Meister der Wechslers Tische umgeworfen und damit die Loslösung der Frömmigkeit von allem weltlichen Geschäfte und Getriebe verkündet.

Aber wo stand der Palast des Hohenpriesters? Nicht ohne Grund ist die Vermutung, daß er auf

der Stätte des alten Königspalastes, also am südlichen Ende des Platzes zu suchen sei. Wo das Prætorium, das „Richthaus“ des römischen Landpflegers? Im Norden schaut über den Platz beherrschend herab ein Gebäudekomplex, jetzt als Kaserne dienend. Dort stand die Antonia. „Vous savez, St. Antoine“ hatte unser Dragoman erläutert, als einige Reisende das Fremdwort nicht verstanden. Hier haben die Leute nur mit Heiligen zu thun. Der alte Sünder — wie er sich wohl als christlicher Heiliger und Mönch fühlen mag? Vielleicht sprach Pilatus dort sein Urteil, dem Pöbelgeschrei folgend. Doch wahrscheinlicher ist die Scene in die andere Kaserne zu verlegen beim Jafathor und der Davidsburg, die an der Stelle des Palastes des großen Herodes steht, in dessen Erbe der römische Landpfleger eingetreten war.

Im äußersten Süden des Platzes, wesentlich tiefer als der Felsendom, steht in gewaltigen Abmessungen über mächtigen Substruktionen Justinians christliche Basilika, sieben-schiffig, seit der islamischen Eroberung in eine Moschee verwandelt, el Aksa, d. h. das von Mekka entfernteste Heiligtum, genannt. Ein Vergleich mit dem islamischen Felsendom fällt sehr zu Ungunsten dieses christlichen Baues aus. Freilich hat er zahlreiche Umbauten über sich ergehen lassen müssen, die vollends das Ebenmaß zerstörten. Aber ein etwas leeres, konventionelles Pathos liegt doch in den weiten Räumen, die mehr darauf berechnet sind, ungezählten Mengen einen freien Blick nach dem Priestertheater des hohen Chores zu schaffen, als daß



echte Frömmigkeit sich darin einen erbauenden architektonischen Ausdruck gegeben hätte.

Die gewaltigen Unterwölbungen unter diesem Teil des Platzes, die zur Erzielung der großen Fläche auf einem schmalen und stark abfallenden Berggrücken nötig waren, erinnern lebhaft an den Palatin in Rom. Ob irgend ein Teil derselben bis auf Salomo zurückgeht, ist trotz einer Rundsäule von beträchtlichem Durchmesser mit egyptischem steilem Kapitäl aus steifen flachen Palmblättern sehr zweifelhaft. Jedenfalls verdankt der größte Teil dieser gewaltigen Bauten sein Dasein der Baulust des großen Herodes und beweist, in welchem Maße römische Kultur zu Jesu Zeiten im Lande in Schwung war. Ganz in der Tiefe, wohl dreißig Meter unter dem heutigen Areal, liegen die Spuren der ältesten Thore und die Ansätze zu uralten Bogen. Dort dürften Davids und Salomos Werkleute gearbeitet haben.

Einzigartig ist auch der Ausblick von diesem einzigartigen Platz, am wirksamsten von der Südostecke aus. Tief drunten liegt das Kidronthal, thalaufwärts schluchtartig eng, von Grabsteinen wie von Kieseln besät bis auf die Höhen zu beiden Seiten, südwärts, wo das Hinnomthal einbiegt, zu einer anmuthigen grünen Aue sich erweiternd, in deren Mitte der Hiobsbrunnen steht. Ueber die Thaleinsenkung grüßen klar die Moabiterberge von jenseits des Toten Meeres. Etwas weiter nördlich schaut wie ein treuer Wächter der Delberg herüber.

Wenn er erzählen könnte von dem, was er hier alles miterlebt!

Nun hatten Soldat und Kawaffe aber das Begleiten satt. Sie drängten uns zu einem der vielen Thore des Platzes hinaus. Ich hatte es mir so schön gedacht, während meines Jerusalemer Aufenthalts gegen Abend auf dem Tempelplatz mich zu ergehen und den Dingen nachzuspinnen, die hier gespielt. Aber eifersüchtig hält der Türke Wacht an dem Heiligthum der beiden Religionen, die vor ihm ein Anrecht darauf hatten, denen er selbst sein Bestes dankt, und die er darum haßt, verachtet und doch fürchtet. Vom Tempelplatz führt zum Kidron hinab und zum Delberg hinüber das „goldene Thor“, ein schönes Kreuzfahrerwerk. Es ging die Weissagung — ist es ein Widerschein von jenem Palmentag in der Erinnerung? —, daß durch das Thor einst der christliche Eroberer einziehen und von der Stadt Besitz nehmen werde. Dem vorzubeugen, mauerte der Türke das Thor einfach zu. Nun kann er ruhig schlafen.

Auf dem Heimweg folgten wir der sogenannten via dolorosa, deren erste Station in jener türkischen Kaserne auf der Stelle der alten Antonia am Nordende des Tempelplatzes, deren letzte außerhalb der Grabeskirche liegende bei unserem Hospiz sich befindet. Leider ist diese Ueberlieferung, dem Gemüt vor andern lieb, vor manchen andern unsicher, ja mehr als dies. Zwar mag der heutige Straßenzug dem damaligen entsprechen. Ohne Zweifel hat man beim Neuaufbau der Stadt für die neuen Häuser im

Getrümmer, das den Boden deckte, die alten Fundamente verwendet, und gerade hier liegt in den Gewölben unter der angrenzenden Kirche der Zionschwester das Pflaster der alten Römerstraße offen. Aber weder Ausgangs- noch Endpunkt dieser heutigen via dolorosa sind genügend verlässlich. Auf den letzteren, das Golgatha in der Grabeskirche, komme ich später einmal zu sprechen. Aber auch die Residenz des Pilatus, von welcher der traurige Zug ausging, ist, wie schon vorhin angedeutet, aller Wahrscheinlichkeit nach in einem ganz anderen Stadtteil zu suchen, dem heute fälschlich so genannten Zion. Dorthin wies auch die Kreuzfahrer die Tradition. Erst gegen Ende der Kreuzfahrerzeit verlegte man das Richterhaus nach dem Platz der alten Antonia. Unmöglich ist dies nicht, wenn es auch die älteste Tradition gegen sich hat. Man müßte annehmen, daß Pilatus während der Hauptfesttage ausnahmsweise in der den Tempelplatz beherrschenden Antonia gewohnt hat, um jeden Augenblick zur Stelle zu sein, wenn die aufgeregten Massen ein Eingreifen nöthig machten. Aber dann müssen freilich die Raumverhältnisse ganz andere gewesen sein als heute. Denn in diesen Gassen um die Antonia ist kein Platz für das „Kreuzige, Kreuzige“ brüllende Volk. Die jetzige via dolorosa ist uns überdies zum ersten Mal im 16. Jahrhundert bezeugt. Die einzelnen Stationen haben, wie die Pilgerberichte beweisen, noch länger ihre Stelle gewechselt. Aber, was thuts, ob es diese Mauern sahen oder andere, ob der Weg in dieser Richtung

ging oder in einer andern, man folgt ihr gern, der winkelreichen Linie durch die engen Gassen, Stufen ab und auf. Das Bild wird lebendig mit all seinen Einzelheiten, in dem sich das Wort am unmittelbarsten darstellt: „Siehe das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt.“ Im Geiste folgen wir dir nach von Schmerz zu Schmerz, von Schmach zu Schmach. Und von den Steinen klingt es wieder: „Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der ist mein nicht wert.“

Am andern Tag gewährte uns\*) der griechische Patriarch von Jerusalem eine Audienz. Die Griechen verfügen über den größten zusammenhängenden Grundbesitz in der Stadt. Auf demselben stehen, neben einer Menge Wirtschafts- und Wohnräumen für den Patriarchen und seinen geistlichen Stab, drei Kirchen, ein Kloster, eine namentlich an handschriftlichen Schätzen reiche Bibliothek und die Repräsentationsräume. Im Vorsaal der letzteren hängen gleich Ahnenbildern wohlgelungene Delgemälde der zwölf bis fünfzehn letzten Patriarchen, durchweg kluge, fromme, wohlwollende Gesichter. Wir wurden in einen stattlichen Saal geführt, der nach orientalischem Brauch rings an den Wänden mit roth be-

---

\*) Ich war hier und sonst meist begleitet von meinen wissenschaftlichen Mitarbeitern, den Herren Cand. Glaue und Lic. Knopf. Die „wir“ sind also keine „Reisegesellschaft“. Nur für die Zeltreise vom Tiberiassee nach Damaskus und Baalbek schloß ich mich einer solchen, die von den Herren Palmer und Kappus geleitet war, an.

zogenen Divanen ausgestattet war; in der Mitte stand ein langer, mit Büchern und Schriftstücken bedeckter Tisch. Bis zur Hälfte des Saals kam uns Seine Heiligkeit entgegen, eine hohe, schlanke Gestalt mit feiner Nase, ruhigem, mildem Blick aus dunklen Augen und schwarzem, langem, weichem Bart, in schwarzem Chorrock und hohem Barett, um den Hals tragend ein auf der Brust hängendes, schweres goldenes Kreuz, auf dessen Kreuzung ein Herz mit der Jungfrau und dem Kinde in Email sitzt. Er selbst spricht nur griechisch und wohl arabisch. Aber ein anderer Würdenträger mit gescheitem Gesicht, den sie einst zum Patriarchen gewählt hatten und, wie uns erzählt wurde, auf der Russen Drängen, da er ihnen zu klug und gebildet war, nach einmonatlichem Regiment wieder absetzen mußten, und der jetzt, wie es scheint, seine rechte Hand ist, beherrscht das Französische gewandt. Nach der Vorstellung ließen wir, des Patriarchen Wink folgend, uns auf den Divanen in der linken Ecke der der Thüre gegenüberliegenden Wand, dies ist nach orientalischem Brauch der vornehmste Platz, zu seinen beiden Seiten nieder.

Während der conventionellen Fragen über unsere Reisegeschichte, besonders — dies scheint dort die Frage nach dem Wetter zu ersetzen — ob es uns ohne Schwierigkeit gelungen sei, in Jafa zu landen, stellte ein dienender Bruder neben jeden ein Tischchen mit Cigaretten und präsentirte dann eine große silberne Platte. Auf derselben befand sich eine Kristallschale mit Quittenmarmelade, ein silberner Becher mit einem Bündel

silberner Löffelchen, eine Anzahl Gläser mit Wasser und eine kleine Batterie Gläschen mit Likör. Glücklicherweise war ich instruiert. Aber es war doch nicht ganz leicht, nichts zu verfehlen. Man nimmt ein Löffelchen, sticht sich etwas Marmelade ab und isst sie; dann ergreift man ein Wasserglas und trinkt nach Bedürfnis; in dieses Glas steckt man das gebrauchte Löffelchen und stellt es, so gekennzeichnet, wieder auf die Platte; zuletzt schlürft man den Likör. Erst nachdem auch noch vortrefflicher Mokka gereicht war, wandte sich das Gespräch dem Geschäftlichen zu.

Mit großem Interesse ließen sich die beiden Kirchenfürsten von dem Zweck unserer Durchforschung der hiesigen Handschriften des Neuen Testaments berichten, waren sehr angethan von der Bedeutung des Unternehmens, mit so umfassenden Mitteln die Geschichte des neutestamentlichen Textes klarzulegen und daraus mit größerer wissenschaftlicher Sicherheit als bisher auf seine Urform zu schließen. Dabei sprachen sie die Hoffnung aus, daß dann auch der bei ihnen überlieferungsmäßig gebrauchte Text der kirchlichen Lektionen eine Klärung erfahren könnte. Dieser letzte Gedanke überraschte mich. Er war ein Beweis, daß in dieser im Ruf der Erstarrung stehenden Kirche doch mindestens Manches noch viel flüssiger ist, als in der Papstkirche, für welche die Verbesserungsfähigkeit des kirchlich Ueberlieferten ein undenkbarer Gedanke ist. Der Patriarch versprach uns denn jede Förderung, die in seiner Macht liege, auch für die Forschungen auf dem Sinai und in Konstantinopel,

wies den herbeigerufenen Bibliothekar an, daß er uns in allem zur Hand gehen solle, und entließ uns, nachdem er uns noch ohne unser Bitten für die Osterfestlichkeiten in der Grabeskirche bevorzugte Plätze in Aussicht gestellt hatte, mit freundlichem Händedruck und den besten Wünschen für das Gelingen unseres Unternehmens.

Den Nachmittag benutzten wir zu einem ersten orientirenden Rundgang um die Stadt. Durch die jüdischen Basare mit unglaublichem Duft und die Gassen der Handwerke gingen wir südwärts zum Mistthor hinaus, zur Zeit, da seit Jahrhunderten das vom Schutt erhöhte innere Stadtniveau bei jedem Regen Geröll und Erde in die Thoröffnung schwemmt, ohne daß Jemand daran denkt, es wegzuschaffen, einem Schlupfloch für Ratten ähnlicher als einem Stadtthor. Gewaltig steigen die Mauern links und rechts in die Höhe, die untersten Absätze aus Quadern von gigantischem Umfang. Heute ragen sie nur 24 Meter über den Boden, aber dieser ist an den meisten Stellen 9 bis 23 Meter hoch mit Schutt bedeckt. Wie müssen sie in ihrer ursprünglichen Höhe imponirt haben! Wir stiegen in der mitten durch Jerusalem von Nord nach Süd sich ziehenden Einsenkung, dem alten Käsemacherthal, langsam abwärts. In einem versunkenen Winkel fanden wir den Teich Siloa. Die Böschungen waren vor Zeiten mit Marmor bekleidet. Säulenreste und ein Minarett deuten an, daß dieser vergessen in der Wildnis liegende Ort einst der Frömmigkeit etwas bedeutet

habe. Bald darnach mündet die Einsenkung ins Kidrontal. Wir folgten diesem aufwärts, so am Fuße der Ostseite des schmalen Bergrückens nordwärts pilgernd, auf dessen Westseite wir eben herabgekommen waren.

Bald standen wir vor der „Marienquelle“, dem „Gichon“ des alten Testaments, der einzigen Quelle Jerusalems. Auf 30 Stufen steigt man durch ein Gewölbe in die Tiefe. In einer niedern Höhle sammelt sich hier kristallklares Wasser, aus dem Felsen quellend. Zu verschiedenen Zeiten mühten sich die Könige des alten Reichs, durch noch heute nachweisbare Leitungen und Schächte ihr Wasser in die Stadt abzulenken und dem Belagerer abzuschneiden. Am kühnsten für die Zeit (ca. 700 v. Chr.) ist der unter Hiskia quer durch den Felsrücken gebohrte Kanal, der das Wasser dem damals noch innerhalb der Mauern gelegenen Siloateich zuführt. Er ist so hoch, daß man durchkriechen kann, bewegt sich, von beiden Seiten in Angriff genommen, in vielen Windungen und enthält Sackgassen, kaum anders erklärbar, als daß die Werkleute öfters die Richtung verloren hatten. Um so bewundernswerter, daß sie zuletzt auf einander trafen. Freilich mißt er auf diese Weise, bei einer Entfernung von 335 Meter in gerader Linie, nicht weniger als 533 Meter.

Hätten es nicht schon aufgefundene Mauerreste dargethan, die einfache Thatsache, daß hier die einzige Quelle des ganzen Reichbildes ist, und daß sie später auf Grund von Kriegserfahrungen mit solchem Aufwand an Kraft nicht etwa nach der heutigen Stadt, sondern



nur in den Bereich des Hügels, an dessen Fuß sie zu Tage tritt, geleitet wurde, entscheidet die Streitfrage, wo die Davidsstadt gestanden habe. Der grüne Hügel, der jetzt mit Feldern, Oliven, Gärten bedeckt außerhalb der Stadtmauer liegt, von den Besuchern unbeachtet, er ist die königliche Wiege der Stadt, ob diese ihr auch längst entwachsen ist, daß sie wie verstaubt abseits steht. Hier hielt der königliche Held und Sängler Hof; hier baute er sich seine Burg auf dem Vorsprung, der das sich um ihn gabelnde Thal beherrscht; von hier ging Salomo „hinauf“ zum Tempel, der jetzt in der Südostecke der Stadt gedrängt erscheint. Zu dieser Quelle stiegen die Frauen des Hofhalts hinab, Wasser zu schöpfen. Und über dieser Stadt Davids ist Gras gewachsen, daß niemand sie mehr kennt! Heute beginnt die Mauer, die in der Richtung des Kidronthales auf der Höhe nordwärts führt, erst etwa fünf Minuten nördlicher, beim Tempelplatz.

Unterhalb dieser Mauer zogen wir thalauflwärts. Welch ein Sammelbecken edler Trümmer ist dieser stille wasserlose Graben! Bohrungen ergaben, daß das Bett des Baches einst dem Tempelberg um 9 Meter näher und  $11\frac{1}{2}$  Meter unter seiner heutigen Sohle lag. Solche Steinmassen sind hier begraben von Salomos und von Herodes Tempel! Wer sie zu Tage förderte, füllte ein wertvolles Blatt in der Geschichte der Baukunst aus. Nur eine Brücke führt über das leere Riesbett des Kidron, wohl an derselben Stelle, wie der einst. Ueber sie geht der Weg von Jerusalem, von wo er sich steil herabsenkt, nach dem Delberg, Bethanien, Jericho.

Zu seinen Seiten kauern im Schmutz und Staub die Aussätzigen. Mit heiserer oder ganz tonloser Stimme, die vom Ausatz abgefressenen Hände oder Füße oder das zerfressene Gesicht ohne Nase uns entgegenstreckend, bettelten sie uns jammernd an, ein Blick krassesten Glends. Und doch verdienen sie den Almosen nicht, den das Herz ihnen kaum zu versagen vermag. Denn das ausgezeichnete Aussätzigen-Hospital der Herrnhuter ist nicht zum dritten Teil besetzt, weil den Aufgenommenen verboten ist, zu betteln und sich zu verheiraten. Was hier kauert, ist größtenteils für die Zeit der Fremdenbesuche aus dem ganzen Land nach Jerusalem betteln geschickt; denn Aussätzige sind für ihre Angehörigen die beste Erverbsquelle.

Wir stiegen den Delberg hinan. Leider ist sein sehr steiler Hang durch unmauerte „Heiligtümer“, unter denen eine arrogante und kokette russische Kirche mit sieben Zwiebelkuppeln am störendsten wirkt, völlig verbaut, so daß sein unterer Theil aus der Ferne fast den Eindruck eines Steinbruchs macht. Mit jedem Schritt hinan wird der Blick weiter; oben ist er überwältigend. Die Stadt mit ihren ungezählten Zimmerkuppeln liegt wie ein graues, welliges Steinmeer terrassenförmig aufsteigend hinter ihrer Mauerumrahmung. Im Vordergrund still und groß ruht der Tempelplatz mit seiner blauen Moschee; da und dort stehen, als wäre er wirklich ein Friedhof, dunkle Chypressen, die einzige hervortretende senkrechte Linie neben den wenigen Kirchtürmen. Von diesen tritt am schärfsten hervor der in der Mitte der Stadt an bevor-

zugter Stelle aufragende, weiß leuchtende Turm unserer neuen deutsch-evangelischen Kirche, berufen, in der Silhouette der Stadt zu einem Wahrzeichen zu werden.

Klar übersieht man vom Delberg aus die eigenartige Lage Jerusalems. In ein ursprünglich zusammenhängendes Hochplateau haben sich vor Urzeiten in der Richtung von Nord nach Süd etwa einen Kilometer von einander entfernt zwei parallellaufende tiefe Rinnale eingegraben, zwischen dem Delberg und dem Tempelberg das Kidronthal, jenseits Jerusalem das Hinnomthal; im Süden der Stadt kommen sie durch eine scharfe Biegung des letzteren nach Osten zusammen. So entstand, von Nord nach Süd abfallend, dieser für eine Stadt fast zu schmale Berg Rücken, nur im Norden mit dem ihn umkränzenden Plateau zusammenhängend, sonst rings von tiefen natürlichen Gräben umzogen. Derselbe ist aber selbst noch einmal durch eine weniger tief einschneidende, ebenfalls von Nord nach Süd laufende Einsenkung, das vorhin erwähnte Käsemacherthal, gespalten. Der südlichste Vorsprung zwischen diesem und dem Kidronthal trug Davids Burg; nach Norden schloß sich aufsteigend der Tempelberg an. Jenseits des Käsemacherthals ist der Rücken wesentlich höher. Dort dehnte sich die Wohnstadt aus. Immer mehr schob sie sich im Laufe der Zeiten nach Norden, wo allein Platz zur Ausdehnung war, vor. Zuletzt wurde, wie die Ecke mit der Davidsburg drüben auch auf diesem westlichen Höhenzug der äußerste Vorsprung im Süden, die Keimstätte der ganzen Stadt, aufgegeben.

Auf diesem felsigen, nach allen Seiten schroff abfallenden, mannigfach zerrissenen Rücken liegt denn die heilige Stadt wie ein Adlernerst, fast uneinnehmbar für die Kriegsmittel der Alten, und doch wie gebettet im Kranz der Berge. „Um Jerusalem sind Berge her, und der Herr ist um sein Volk her“, so ward dem frommen Sänger diese Lage zum tiefen Sinnbild. Aber auch die andere Seite des Volkscharakters prägt sich darin aus. Trotzig und stolz schaut die Stadt herab ins Thal; sicher geborgen schaut sie vertrauend hinauf zu den Bergen ringsum. Aus hingebendem Glauben und aus trotzigem Starrsinn und fecker Ueberhebung setzt sich des Volkes Eigenart zusammen und webt sich seine und seiner vergötterten Hauptstadt Geschichte.

Harmlos wandelten wir, als wir uns an dem Anblick satt gesehen, auf dem breiten Rücken des Delbergs, den leider ein elendes Araberdorf verunreinigt, um dieses herum, ostwärts, um auch ins Land hinaus zu schauen. Wir standen überwältigt, als wir durch die Gärten des russischen Archimandriten, der da oben residirt, bis an das Ende seiner Terrassen gelangt waren. Umfassender noch bietet sich das Bild von der Plattform des hohen, etwas steifen Aussichtsturms der Russen oder von dem Minaret des Araberdorfs. Welch ein Bild! Im Vordergrund die steinige „Wüste Juda“, zerrissenes, graues, kahles Bergland, im Süden Ketten von phantastisch wilden Zacken bildend, nur selten belebt durch eine Ortschaft, wie z. B. Anathot, des Jeremias Heimat (Bethanien bleibt versteckt).

Aber hinter dem Grau leuchtet im Osten aus tiefer Einsenkung herauf in einem eigentümlichen Bleiblaul lang hingestreckt still, feierlich das „Tote Meer“, nordwärts fast unmerkbar übergehend in die Jordanaue, in der hin und her der Fluß silbern aufblitzt. Jenseits steigt nackt und schroff, in Purpurrot getaucht, das Gebirge Moab auf, in dessen Einschnitte die sinkende Sonne scharfkantige Schatten wirft. Eine Landschaft von erhabenem Ernst, fast, was man stilisiert nennt, streng, unfruchtbar, starr und doch ruhelos in den Linien. Man möchte sagen, diese Natur hat keine Seele. Aber die Luft so durchsichtig, daß man nur zwei Stunden Entfernung schätzt, wo es in Wahrheit sechs und sieben sind. Jede Linie scharf; alles greifbar hervortretend. Und doch vom Licht mit Farben übergossen, von deren Leuchtkraft und satter Tiefe wir Nordländer uns keine Vorstellung machen können, vom flüssigen Gold zum Blutrot, zum Purpur, zum Violett, zum Azurblau. Welche Gegensätze: dort hinter den Mauern alles so eng und hier alles so weit. Wie magnetisch zieht das offene Grab, das Tote Meer, den Blick in die Tiefe. In dieser Natur kann man sie verstehen, die harten, starren und doch ruhelosen Pharisäer, die peinlichen Schriftgelehrten, die alles haarfahrig sehen wollten, den strengen Täufer und sie alle vor ihm, die Propheten, mit ihrem Weitblick, mit ihrer allem Träumen, aller Schöngesterei, allem Genußleben abholden, herbrealistischen Frömmigkeit. Auch Jesu plastische Sprache und leuchtende Bilder sind aus dieser durchsichtigen Luft ge-

boren. Aber — nur er paßte nicht hierher. Das alles war zu fahl, zu starr, zu streng, da drüben gar, hinter den Mauern, zu eng. Und doch mußte es ihn immer wieder hierher ziehen. Hier gab es keine Kompromisse. Hier mußte die Entscheidung fallen, fallen freilich, wie sie fiel. „Jerusalem, Jerusalem, die Du tötest die Propheten und steinigst, die zu Dir gesandt. Wie oft habe ich Deine Kinder sammeln wollen. wie eine Henne sammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt!“ —

Andern Tags begann in der Bibliothek die Arbeit. Ihr gehört nun jeder Vormittag, und wenn es so trüb ist, wie heute, auch der Nachmittag, so lang uns das eine, vergitterte, in den engen Hof blickende Fenster genug Licht spendet. Stets, wenn wir kaum eine halbe Stunde da sind, wird uns von der Gastfreundschaft des Patriarchen — in welcher Bibliothek geschieht das sonst? — eine Tasse Mokka gespendet, so vorzüglich duftend, wie ich ihn noch nirgends gefunden. Verzieht einmal der dienende Bruder — er soll ein vermöglicher Mann sein; aber es ist ihm hier im Kloster wohlter, als in dem unsicheren, unregelmäßigen Leben in Handel und Wandel da draußen, ob er auch nur untergeordnete Dienste thut —, so sieht bald der eine, bald der andere von uns auf, wenn draußen Füße gehen, ob das Labfal noch nicht kommt. Die Gastfreundschaft, von der die Evangelien so viel erzählen, ist immer noch hier heimisch.

Eben leuchten vor unserm Fenster die Gebäude auf dem Delberg drüben in Feuergluten auf. Der

letzte Sonnenstrahl muß noch durch die Wolken gebrochen sein. Alles ist im Regen verschleiert; wie eine fata morgana stehen sie mitten im Grau. Das ist Himmelfahrtsglanz. Jetzt steigt links davon ein flammender Regenbogen auf, wo er auf dem Berge ruht, ein rothes Lichtmeer in seinen Winkel einschließend, als brenn' es hinterm Berg oder als wärs ein später Widerschein des einst in Flammen aufgegangenen Jerusalem. Vom Minaret am Tempelplatz singt der Mueddin seine gezogenen Töne, die Gläubigen rufend zum Gebet. Wer ihm wohl folgt? Vielleicht nur die Natur. Aber es ist kein Vater unser, was sie hier betet.

---

IV.

**Nach Bethanien und im Kreuzkloster.**

---



Jerusalem, 25. März.

Wie merkwürdig treten hier alle rein persönlichen Dinge zurück. Hier lebt man nicht ein Privatleben. In dieser Stadt der Vergangenheit geht alles auf in den gewaltigen, in fast herber Objektivität die Seele bedrängenden, der subjektiven, der individuellen Färbungen so einzigartig entbehrenden, der ganzen Menschheit geltenden elementaren Geschehnissen, von denen rings die Steine reden. Das Volk kennt denn auch hierzulande keine sogenannten Vergnügungen. Reisende, die solches hoffen, Cafés, Biergärten, Réunions, Theater oder dergleichen — schon der Gedanke mutet an wie eine Blasphemie —, kommen nicht auf ihre Rechnung. Nicht einmal eine Zeitung erscheint. Das ganze Leben liegt im Banne der Vergangenheit.

Mein letzter Auszug galt dem Norden der Stadt. Unmittelbar vor dem Damaskusthor liegt der erst kürzlich erworbene Besitz der Dominikaner. Er umschließt den Platz, wohin die Tradition den Tod des Stephanus verlegt. Beim Grundgraben für ein Haus war ein Bäuерlein auf alte Grundmauern gestoßen.

Die Dominikaner erwarben das Land und gruben weiter. Jene Fundamente erwiesen sich als die eines aus Urkunden bekannten Kreuzfahrer Kirchleins von rührend bescheidenen Abmessungen. Aber nicht weit davon legten sie den Grund einer alten Stephanuskirche aus der Zeit der Eudoxia und des Theodosius bloß, von stattlichem Umfang, mit römischem Mosaik auf dem Boden. Sie muß zur Zeit der Kreuzfahrer längst begraben gewesen sein. Daß diese unmittelbar daneben bauten, zeigt, wie fest in diesem Land ächte Traditionen haften. Auf dem alten Grundriß bauten die Brüder unter Benutzung ausgegrabener Säulen im mutmaßlichen, ursprünglichen Stil eine Kirche. So steht sie wieder da, wie dereinst vor 1400 Jahren. Dabei kamen aber auch Säulen zu Tage von so übergroßem Durchmesser, daß man genötigt ist, auf noch ältere Bauwerke von pompösen Verhältnissen an dieser Stelle zu schließen. Haben wir darin endlich Ueberreste einer jener zahlreichen herodianischen Prachtbauten vor uns? Wie vielverheißend! Hier, wo ungestört gegraben werden darf, ersteht vor unsern Augen ein Stück des alten und des mittelalterlichen Jerusalem aus dem Boden!

Weiter hinaus liegen die „Königsgräber“. Mit den alten Königen Israels haben sie freilich nichts zu thun. Die gewaltige Anlage entstand aller Wahrscheinlichkeit nach, als drin in der Stadt die Christengemeinde schon ihr zweites Jahrzehnt erlebte. Es ist der Totenpalast der zur Zeit des Kaisers Klaudius (41—54) mit ihrer zahlreichen Familie zum Juden-

tum übergetretenen Königin Helena von Adiabene an der Parthergrenze, von ihr selbst erbaut. Das Ganze atmet orientalisches Empfinden. Breite in den Fels gehauene Stufen, auf denen der herabrieselnde Regen durch Steinrinnen in große künstliche Felsenhöhlen abgelenkt wird, führen in einen acht Meter tief in den Fels gegrabenen Vorhof von 28 Meter Breite und Länge; wieder ist die Kuppel der blaue Himmel, die Wände starrender Fels. An der Westseite ist eine drei Meter tiefe, die halbe Wandbreite einnehmende Nische ausgehauen, durch zwei Säulen, die das obere Gestein tragen, und durch ein schönes Kranzgesims von Blumen und Früchten den Eindruck eines Tempel-  
eingangs hervorruhend. In der linken Ecke dieses Portals findet sich der verborgene Zugang in eine unterirdische Totenwohnung. Diese besteht aus drei um einen stattlichen, hohen Mittelraum gruppierten Zimmern, in deren Wände die für 40 Erwachsene und 20 Kinder Raum bietenden Grabkammern eingebohrt sind. Alles ausgebrochene Gestein ist durch jene enge Oeffnung in der Nischenecke von höchstens  $\frac{3}{4}$  Meter Durchmesser hinauf- und hinausgeschafft worden. Der unterirdische Palast hat einen doppelten Verschluss; einen senkrechten unterhalb der hinabführenden Stufen, den Eintritt in jenes ParLOUR der Toten wehrend, gebildet aus einem in Fugen seitwärts wälzbaren schweren Mühlstein, der die Frage: „wer wälzt uns den Stein von des Grabes Thür?“ anschaulich macht; den zweiten oberhalb der Stufen, in Form einer Platte, die so in den Boden der Nische eingefügt war,

daß ein Uueingerweiheter keinen Eingang ahnen konnte. Das Ganze erinnert in Manchem an die christlichen Katakomben, ist jedoch an Kühnheit des Gedankens und Großartigkeit der Durchführung nur mit den Pyramiden vergleichbar. Aber was die alten Eghpter aufwärts gebaut zum Licht, baute diese Partherin hinab in die Tiefe. Nur der Tod, der alles in die Tiefe ziehende, in Dunkel versenkende, für ewig verschließende, beherrscht den Gedanken des Baues. Und kaum einige Steinwürfe davon lag doch das Grab im Garten, darin sie, vielleicht zwanzig Jahre früher, den gebettet, der auch im Tode nicht hatte, da er sein Haupt hinlege. Wir kennen genau und sicher seine Stätte nicht. Aber als ich von dem Totenpalast der Königin, die im Judentum das Heil gesucht, im Abendgrauen heimwanderte, zog es mir durch die Seele:

Ich weiß ein Grab im Felsen,  
Gehauen in harten Stein,  
Man wollte die Welt drauf wälzen,  
Doch schloß sie den Toten nicht ein.  
Am Sonntagsmorgenrote,  
Beim ersten neuen Schein  
Zerbrach der große Tote  
Tod, Siegel, Grab und Stein. —

An einem der Nachmittage pilgerten wir nach Bethanien. Der Name bedeutet für uns Andacht, Weihe, traute Raft. Die Lage des Ortes steht fest. Aber dieser selbst ist ein anderer, als er war. El Azarije ist ein elendes, zerfallenes Araberdorf, in dem

keine Hütte älter als ein oder vielleicht einige Jahrhunderte sein kann. Dennoch wird natürlich „das Haus der Martha“ und „das Grab des Lazarus“ gezeigt, heute, wie männiglich bekannt, irgendwo anders als vor vierzig Jahren. Der Besitzer der früheren Stätten ist wohl ohne Erben verstorben. Da übertrug den einträglichen Titel ein anderer armer Teufel auf seine Pöcher. Wir gingen die neue Delberggipfel in weitem Bogen umziehende Jerichostraße noch ein Stück über Bethanien, das etwas links vom Wege ab liegt, hinaus in der Richtung nach Jericho zu, um den vollen Eindruck des Ankommenden zu erhalten. Aus einem tiefen öden Geröllthal klettert man mühsam einen sich quer lagernden steilen, kahlen, grauen Felsrücken empor. Mit dem letzten steigenden Schritt verwandelt sich plötzlich die Landschaft. In eine Mulde des breiten, grünen Delbergs, der sich langsam nach dieser Seite senkt, sich schmiegend, von Delbäumen umkränzt, liegt, eine Oase, ein Idyll, Bethanien, weltabgeschlossen, still, ein Bild des Friedens. Der Delberg trennt es von der lärmenden geschäftigen Hauptstadt. Nach Osten, wo wir herkamen, schweift der Blick weit hinab über das in die Jordantiefe fallende Bergland. Da und dort grüßt weißleuchtend eine Ortschaft. Wir hüteten uns wohl, den Eindruck abzuschwächen durch den Besuch der „heiligen Stätten“. Still wanderten wir durch die mit Steinruinen gefüllten Gassen. Da traten aus dem im Hintergrund eines Hofes liegenden bescheidenen, aber verhältnismäßig wohl-

gepflegten Häuschen zwei Frauengestalten aus der Thür, die eine den großen Henkelkrug auf der Schulter. Waren es Maria und Martha, die nach dem Freund des Hauses, nach ihrem Herrn ausschauten, den seiner Jünger zwei anmeldeten?

Zurück folgten wir einem längs des Olivenhangs hinführenden Steig. Nach der Formation des Bodens mußte dies die Richtung der alten Pilgerstraße sein. Auf einem kleinen Sattel zwischen Bethaniens Hügel und der letzten höchsten Kuppe des Delbergs hat man Ruinen gefunden, die nur von Bethphage herrühren können. Hier also harrete das Eselsfüllen angebunden seines heiligen Dienstes. Noch vielleicht zehn Minuten geht es langsam bergan. Rückwärts tritt die Jordanaue, der blaue Spiegel des Toten Meeres hervor. Ein Schritt, und sie liegt vor dem Auge gebreitet, die Stadt aus Stein; unter den Delbäumen durch grüßte die blaue Moschee, die Kuppel der Grabeskirche, die Davidsburg, drei Weltalter, drei Religionen in einem Blick. Königliche Stadt, auf Felsen thronend, von Mauern umkrönt, die Natur im Kidronthal zu ihren Füßen knieend. Nur er liegt so kahl und leer, der weite Tempelplatz. Ihr Herz steht still. Sie war einst Königin. Jetzt ist sie tot. Der Felsberg ist ihr Sarkophag. „Siehe, wie viele Steine und Bauten“, sagten damals die Jünger; treffend malt das Wort den Eindruck. „Es wird kein Stein auf dem andern bleiben“, war seine Antwort; in seinen Augen blinkten Thränen.

Die Sonne versank hinter der Stadt, der Himmel glühte in weichem, flüssigem Rot, leichte Silber-

wölkchen schwebten drüber hin wie Erinnerungen. Das Meer der Steine erhielt einen roten Widerschein, aus dem die spärlichen dunklen Bäume wie darüber hinwandelnde gigantische Schatten der Vergangenheit sich heraus hoben, ein Totenfeld, über das ein Abglanz einstigen Lebens huscht.

Als wir am Sidronthal niederstiegen, stand des Mondes erste Sichel, nicht senkrecht, wie bei uns, sondern wagrecht, ein Schifflein schwimmend im Aether, im blassesten, aber scharf umrissenen, wie durchsichtigen Silber über der Stadt. Ueber der Sichel sah man deutlich den ganzen Mond, eine dunkle Kugel. Wir traten in den Schatten der Oliven; der Nachtwind zog das Thal herab, es rauschte leis in den Zweigen. Wir waren in der Nähe von Gethsemane.

\* \* \*

Am 27. März.

Mutters Geburtstag! Ich fürchte, sie wäre doch etwas enttäuscht gewesen von ihrem Jerusalem. Ich muß hier so viel an sie denken. Sie hätte so gern all den Legenden geglaubt und doch zugestehen müssen, daß sie alle in der Luft stehen, teilweise kecke Erfindungen sind. Der Sultan habe vor etlichen Jahren die Entdeckung neuer heiliger Stätten verboten. Es wird aber nichts helfen. Zumal so lange der Troß der Reisenden, der kräftigen Speise unfähig, die sich hier dem Geiste beut, nach solcher Kinderkost verlangt.

Heute wünschte ich unsere kleine Gabriele an meine Stelle. Warum? Ob sies wohl errät?

Um halb neun Uhr zogen wir zum Kreuzkloster, einer der wenigen Theologenschulen der griechischen Kirche, an denen wissenschaftlich docirt wird. Der Direktor, mit dem anheimelnden Namen Germanos, ein edles, aufgeschlossenes, durchgearbeitetes Gesicht mit einem bescheidenen Henri-quate, hat in Deutschland fünf Semester studirt und spricht gut deutsch. Er war von außerlesener Liebenswürdigkeit gegen „den deutschen Professor“. Mit dem lebendigsten Interesse erkundigte er sich nach den neuesten Phasen in der Entwicklung der deutschen Theologie auf allen ihren Gebieten, wobei er sich wohl orientirt über die sie beherrschenden Probleme und über die verschiedenen Richtungen zeigte und eine Fähigkeit bewies, sie objektiv zu beurteilen und zu würdigen, die manchen deutschen „sachkundigen“ Kirchenzeitungsschreiber beschämen könnte.

Es war großes Heiligensest. An demselben sollte ein Klosterzögling vom Patriarchen zum Diakon ordinirt werden, das heißt, die geistliche Weihe empfangen, deren unterster Grad der Diakon ist. Obgleich die Kirche ganz überfüllt war, schaffte man uns Durchgang zu den Stühlen der Priester. Ich erhielt den ersten Platz neben dem Direktor und fühlte mich merkwürdig heimisch inmitten der ehrwürdigen Herren mit ihrem unter dem Barett vorquillenden Knoten des nie geschnittenen Haars. Die Ärmsten saßen nüchtern schon seit früh sechs Uhr; ebenso lange stand das Volk, fast lauter russische Pilger, wie Seringe gedrängt. Die Feier war ein kleines Theater,



zumeist Pantomimen des Segnens, des Weihrauchschwenkens oder Wiegens von drei über Kreuz zusammengewundenen brennenden Wachskerzen, dem Bilde der Dreieinigkeit. Eine Unterbrechung brachte eine kleine Prozession, ein Schautragen von Brot und Kelch unter silberbesticktem, violett-sammtnem Deckchen durch die Masse. Dann schoben sich kräftige Gestalten mit den Ellenbogen durchs Gedränge, einen Sammelsteller in der einen, ein Spritzkännchen in der andern Hand. Wer etwas auf den Teller legte, erhielt ein Spritzwechsen in die flache Hand, womit er sich das Gesicht wusch. Feierlicher und ernster als in Rom, aber in noch stärker näselndem, für uns nicht minder einfürmigem Ton wurde von dem geistlichen Chor in den Stühlen neben mir die dies alles fast unausgesetzt begleitende Liturgie gesungen. Ueber einen, von Zeit zu Zeit in der Höhenlage wechselnden, minutenlang festgehaltenen Grundton schweben in steter Unruhe, wie Vögel auf der Stange, die Klänge auf und ab, den Umfang einer Quinte kaum übersteigend, im Charakter eines Recitativs, mit vielen Vorschlägen, Vibrationen, coloraturartigen Verzierungen meist in halben und Vierteltönen sich bewegend. Dazwischen wurden die Epistel und das Evangelium von sechs verschiedenen Geistlichen in glänzenden Festgewändern in griechischer, arabischer und russischer Sprache vorgelesen. Manchmal erschien in der thürartigen Oeffnung, die den Priesterchor von der Laienkirche trennt, der Patriarch zu irgendwelcher jegnenden Geberde oder einem kurzen

Spruch. Wie hierbei, so wurde auch sonst zuweilen der jene Oeffnung verhängende rotseidene Vorhang zurückgezogen und so dem „Volk“ ein Einblick in die Vorgänge in der Priesterkirche gewährt. Endlich nach vier und einer halben Stunde vorbeireitenden Gottesdienstes durfte der bis dahin mit einem weißen Tuch verhüllt vor jener Thüre sitzende Ordinand nach Verlesung einer selbst verfaßten kurzen Ansprache ins Priesterheiligtum eintreten. Ein seidenes farbiges Gewand wurde über ihn geworfen; geleitet und gefolgt von Priestern, machte er drei Mal mit brennenden Kerzen die Runde um den inneren Altar. Dann ging der Vorhang zu. Während das Volk von den Sitturgen im Wechselgesang unterhalten wurde, feierten sie drin das Abendmahl. Nach vielleicht einer Viertelstunde kam der Patriarch, dem ein Kirchendiener eine große silberne Platte mit kleinen Brodstückchen vorantrug, herab ins Schiff der Kirche, mitten unter das Volk. An sich eine ansprechende Form: der Herr kommt zu seiner Gemeinde und tritt mitten unter sie, ihnen das Brot zu brechen. Doch war es eine schwere Probe für die feierliche Stimmung und Andacht der Gläubigen, die unter allgemeinem drängenden Hin- und Herschieben ein Krümchen aus seiner Hand zu erhalten und schon halb weggedrängt sie zu küssen suchten. Aber sie wurde glänzend bestanden. Den Schluß der Feier bildete das Vaterunser in griechischer Sprache, gesprochen vom Direktor des Klosters von seinem mitten unter dem Volk stehenden Stuhl aus, so daß

es ein wirkliches Gebet aus der Gemeinde heraus war.

Der ganze Gottesdienst wirkt wie ein heiliges Schauspiel. Die Andacht ging denn auch durch die Augen; der Ausdruck der Gesichter zeigte, daß der denkende Geist nicht dabei beteiligt war, wohl aber das Gemüt. Doch wurde mir berichtet, daß bei andern Gottesdiensten, etliche Mal im Jahre, auch eine Predigt gehalten werde.

Der Einladung des Patriarchen folgend zogen wir nun mit den höchsten Würdenträgern in den Audienzsaal, den ein ausgestopfter, vor etlichen Jahren in der Gegend erlegter Löwe bewachte. Wir erhielten wieder die Ehrenplätze in der linken Ecke zur Rechten und Linken des Patriarchen. Die Diener brachten in der bekannten Folge Cigarretten, Eingemachtes mit Wasser, Likör, Kaffee. In frischem, flottem Ton sang der Priesterchor eine Begrüßungshymne: „Begrüßet seist Du, seligster Patriarch, Bischof der heiligen Stadt, der Du waltest über Palästina, Syrien, Arabien u. s. w.“ Dann ging es zu Tisch. In langem, schmalem, gewölbtem Raum war die Tafel, aus Quadern mit einer darüber gelegten Steinplatte bestehend, gedeckt. Für Füße und Knie waren in den Steinblock schmale Vertiefungen gehauen. Ich erhielt den Platz zwischen seiner Heiligkeit dem Patriarchen und seiner Hochwürden dem Direktor des Klosters.

Ein längeres Tischgebet des Patriarchen leitete das Festmahl ein. Dann endlich, es war fast  $\frac{1}{2}$  1 Uhr geworden, erhielt der arme Magen dieser mehr denn

fünfundzwanzig in reiferen Jahren stehenden Männer sein Recht. Der Lärm der Löffel und das Summen des Gesprächs wurde übertönt von einer sonoren Stimme, die von erhöhtem Pult gut und verständnißvoll, doch wohl außer uns Fremden von Niemand beachtet, die Bergpredigt vortrug. Uns gegenüber saßen Bischöfe, auch Bischöfe „in partibus“, deren nominelle Residenzen seit Jahrhunderten in Ruinen liegen, und Archimandriten; kluge, wohlwollende Gesichter, doch ohne Narben der Gedanken, liebenswürdig, ernst und gemessen. Dem Archimandriten des Heiligen Grabes, dem Banquier der griechischen Kirche Palästinas, von dessen unerschöpflichen Mitteln, wie ich hörte, fast Alle leben, jedenfalls die ganze Unversität erhalten wird, konnte man in seiner wohlwollenden Gönnermiene, die trotz aller Devotion vor Seiner Heiligkeit unverkennbar war, diese Mäcenaststellung aus den Zügen lesen.

So leicht war für uns Abendländer freilich die Gastpflicht nicht zu erfüllen. Merkst Du nun was, mein Töchterlein? Das war eine gute Schule für Anhänger deines Grundsatzes: Was der Bauer nicht kennt, das ißt er nicht. Es war Fastenessen. Alles in Del gekocht oder geschmort. Kein „Menu“ beruhigte uns darüber, was wir zwischen die Zähne bekamen. Doch sprach mir ahnungsvoll, denn ich ließ mir natürlich nichts merken, der Patriarch von Zeit zu Zeit freundlich zu. Zuweilen fragte ich mit der Miene des gourmand den Herrn Direktor nach der Bezeichnung der angebotenen neuen Delikatess, um in das unheimliche Dunkel, in

das ich beißen sollte, etwas Licht zu bringen. Nach einer Dellsuppe folgten mixed pieles und eine Art purée von pikantem Fischlaich, dann, ungefähr wie Schnecken sich zerbeißen, Polypen, zartfühlend in geöltes Kraut eingewickelt. Als wehe Heimatluft, ich spürte förmlich, wie die ängstlich gespannten Geschmacksnerven sich bei dem Anblick erquickten, begrüßte ich darauf ein gleich allen Speisen vortrefflich zubereitetes Pilavi. Dann folgten anonyme Krustentiere aus dem Meeresgrund, nicht zu verwechseln mit Hummer, mit einem gar wunderbaren Gemüse in Eins gekocht. Weiter ein schweres Kraut in Del geschmort und in Waffelform gebacken. Endlich, endlich alte Bekannte, Orangen und Birnen! Wie sahen sie mich so vertraut und klar an. So empfindet man, wenn der Zug den Tunnel verläßt und der klare Tag uns wieder grüßt. Der Wein war gut; er wurde maßvoll getrunken. Alles äußerst reinlich, bei uns da oben vom Kawaffen d. h. Leibdiener seiner Heiligkeit servirt.

Gegen den Schluß wurde die Tafelmusik der Bergpredigt durch eine in dem niederen Gewölbe dröhnende, vom Singprofessor des Klosters neu komponirte Ode für einstimmigen Männerchor abgelöst. Dann erhob sich der Patriarch zu einem kleinen, sinnigen, frommen Toast, ohne Pathos und Phrase, auf das Kreuzkloster, seinen neuen Diakon und seinen verdienten Direktor. Diejer betonte in seiner Antwort als besondere Auszeichnung des Festes meine Anwesenheit, wobei ein hoher Respekt vor deutscher theologischer Forschung zum Ausdruck kam. „Das Licht kommt von Deutsch-

land“, sagte er beim Abschied zu mir. Statt unseres „Bravo“ sagen sie „Amen“; wo wir klatschen, klopfen sie mit den Messern an die Gläser.

Unmittelbar darauf hob der Patriarch die Tafel auf, wohl um mir, der ich des Griechischen nicht allzu mächtig war, eine Erwiderung zu ersparen. Ein Rundgang durch das in einem stillen Oliventhal gelegene Kloster, mit seinen lustigen Terrassen, seiner vortrefflich ausgestatteten Bibliothek, in der kein deutscher Philosoph und Dichter, auch keines der bedeutameren theologischen Werke der Neuzeit fehlt, seinen Studienräumen und seinem Examensaal beschloß den an Eindrücken und Einblicken intimer Art so reichen und durch die lebenswürdigste Gastlichkeit in seinen Reizen erhöhten Besuch.

Als ich durch das stille Feld heimwärts schritt, drängte sich mir der Vergleich mit unserer katholischen Kirche auf. Wie schiebt dort überall das alles beherrschende weltliche, politische Streben die religiösen Interessen in die zweite, oft in die allerletzte Linie. Wie unangenehm wirkt das anmaßende Bewußtsein des Alleinbesitzes der Wahrheit, des Unrechts auf die Weltherrschaft, und jenes mitleidige Wohlwollen, mit dem man Andersgläubigen als Verirrten oder Kindern der Bosheit am liebsten das heilsame Feuer anblasen möchte. Hier dagegen liegt in wohlthuender Konzentration der Schwerpunkt ganz im religiösen Gebiet. Keine politischen Herrschaftsgelüste, kein unduldsames, verständnisloses Verurteilen anderer Anschauungen stört den erbaulichen Eindruck eines festen, persönlichen

religiösen Besitzes. Mag sein, daß sie es der mächtigen Konkurrenz der Lateiner und der Russen zu danken haben, jedenfalls sind hier in Jerusalem die Griechen von dem Ernst der ihnen gestellten heiligen Aufgabe durchdrungen und verfügen über die geistigen Mittel, ihr zu genügen. Trotz aller Differenzen stehen sie uns Protestanten näher als die Päpstlichen.

V.

**Der Ritt ans Tote Meer.**

---



Jerusalem, 3. April.

Das war der Ritt ans Tote Meer. Noch liegt er mir ein wenig in den Gliedern. Seit 22 Jahren saß ich zum ersten Mal wieder im Sattel, und gleich zehn bis zwölf Stunden, und dies zwei Tage hintereinander. Ich bekomme ordentlich Respekt vor mir. Am Freitag gingen wir trotz Bismarcks Geburtstag früh zu Bett. An Schlaf war aber nicht zu denken. Zwar hört das Leben auf den Straßen mit Dunkelwerden auf, weil man sonst Hals und Beine brechen oder im Schmutz versinken könnte. Denn die spärlichen Straßenlaternen, die wohl im letzten Jahrhundert auf das Stillleben einer europäischen Kleinstadt herabdämmerten oder in ihren bessern Jahren in einem herrschaftlichen Stalle Ungarns Dienst thaten, können nur als Orientirungspunkte in Betracht kommen, wie die nächtlichen Sterne für den Seefahrer, aber nicht als Beleuchtungskörper. Jedoch den Hunden, die den Tag über feig und träg durch die Straßen schleichen, ach, ihnen scheint „die Nacht die schönere Hälfte des Tages“. Sie unterhalten sich,

nun es still geworden, mit die Stadt erfüllendem Gebell und Geheul über Leid und Freud ihres Daseins bis tief in die Nacht.

Um 4 Uhr Morgens standen wir, wie verabredet, vor dem Damaskusthor. Durch dasselbe war einst Paulus wutschnaubend auf Christenjagd ausgezogen, wohl auch in dämmerndem Morgen. Endlich um  $\frac{1}{2}$  5 Uhr hörten wir Pferdegetrappel. Der Mukari entschuldigte die Verspätung damit, daß ihm beim Aufzäumen ein Pferd durchgegangen war. Uns durchrieselte es ahnungsvoll. Nun ritten wir, die beiden jungen Freunde hatten zum ersten Mal ein Pferd zwischen den Beinen, unterm Sternenglanz die alte Stadtmauer lang ins schlafende Sidronthal hinab, an seinen Gethsemanegärten vorbei den Delberg hinan. Wie sie aufwachten all die Bilder aus alten, alten Tagen. Kurz vor Bethanien ging die Sonne auf, und ihre Morgenstrahlen verklärten uns das Araberdorf zu dem Bilde, das in unsrer Seele lebte.

Um nicht zweimal denselben Weg zu machen, nahmen wir, rechts ab von der Jerichostraße, den Weg über Nebi Musa (Prophet Mose) d. h. Moses Grab, einen muhammedanischen Wallfahrtsort am Rand der Berge, unmittelbar ehe sie in der Ebene des Toten Meeres versinken. Steinberge aus verwittertem Kalk wechselten unaufhörlich mit tiefen grünen Schluchten, nicht Thälern, denn sie haben keinen Ausgang. Es sind Einschnitte, die sich die Wasser in den Regenzeiten im Laufe der Jahrtausende in dem porösen Kalk ausgewaschen haben müssen und in denen sie,

ehe sie einen Ausweg sich graben können, versickern und verdunsten. Die Wege sind für unsere Begriffe unvorstellbar. Ueber Felsenplatten und -stufen geht es steil hinab und sofort, die Sohle dieser Einschnitte ist nur zwei bis vier Meter breit, wieder ebenso steil hinauf. Die Pferde gehen nicht, sie klettern. Nur einmal stiegen wir ab, wo das Pferd um eine jäh abstürzende Felsennase herum kaum eine Stelle für seine Hufe finden konnte und der aufsteigende Fels unseren Knien neben dem Bauch des Thieres nicht Raum genug ließ. Selten begegnete man einer Heerde; da und dort in der Ferne auf einer Heide sah man aus schwarzen Beduinenzelten Rauch aufsteigen.

Nach fünf Stunden, nachdem wir schon mehrmals auf den Höhen das aus dem Grau des Vordergrundes tiefblau aufleuchtende Tote Meer begrüßt hatten, gelangten wir zu „Nebi Musa“. Das große quadratische Gebäude, nach dem Eindruck, den wir von der Höhe aus erhielten, ein Kloster mit rings um einen Moscheehof gelagerten, ungezählten Einzelräumen, erkennbar an den bienenkorbartig die ganze Mauer in zwei Reihen umziehenden kleinen Steinkuppeln, ist für den Giaur verschlossen. Doch erhält der Wanderer im Freien Mocca und, wenn er will, Mergileh, auch ein kleines Schemelchen, wenn er es verschmäht, in den Staub zu kauern, natürlich alles gegen reichlichen Bakisch.

Nach kurzer Rast saßen wir wieder auf. Bald sahen wir in der Jordanaue Jerichos weiße Hotels aus dem Grün der Bäume aufblitzen, zum Greifen nah. Aber wir ritten noch zwei Stunden, bis wir absteigen

konnten; zuletzt durch wogenden Weizen, der den Pferden bis an den Kopf reichte, endlich durch den wasserreichen Wadi Kelt, durch den sie wegen unlöslichen Durstes kaum zu bringen waren. Das war also das einst gepriesene Jericho, die Palmenstadt. Eine Anzahl elender Lehmhütten in verwilderten Gärten mit allerlei tropischen Gewächsen; eine dem entsprechend verkommene Bevölkerung. Später fanden wir an zwei auseinander liegenden Stellen große Schutthügel, das altisraelitische und das herodianische Jericho, beim letzteren stattliche Mauerreste von Palästen und Wasserleitungen. An der jetzigen Stelle wurde Jericho von den Kreuzfahrern erbaut. Es ist ein Jammerbild. Ueberall rieseln Bäche, wie nur in einem Tyroler Gebirgsthal. Der Boden ist von uner schöpflicher Fruchtbarkeit. Das Holz des Rebstocks erlangt die Dicke eines Baumstamms; zweimal im Jahre trägt er reife Trauben. In einem Garten steht ein Weinstock, von dem sein Besitzer siebenmal im Jahre Trauben schneidet. Fast alle tropischen Gewächse sind einst in den Zeiten des Herodes hier gebaut worden. Die wenigen bebauten Felder stehen in schwellender Ueppigkeit. Zu einem Paradies ist diese Stätte bestimmt. Als eine wüste grüne Wildnis liegt sie da. Die einzigen wirklichen Häuser sind die Hotels.

Den Nachmittag benutzten wir noch zu einem Besuch des Quarantänebergs, so genannt, weil die Tradition dorthin das vierzig tägige Fasten und die Ver suchung Jesu verlegt. Und das wohl, weil in seinen höhlenreichen steilen Kreidefelsen im 4. Jahrhundert

Einsiedler gehaut und Versuchungen erlebt haben. Jetzt ist an den kahlen, senkrechten Fels in halber Höhe ein Kloster geklebt, nur auf fast schwindelnden Steigen erkletterbar, bestehend aus einer Flucht schmaler Zellen, für die durch das Ausschauen des Felsens der Raum gewonnen ist; als Korridor dient der hinterste Schlupf des ausgehauenen Felsengangs; als Feuerstätte eine dumpfe feuchte Felsenhöhle. Ein Schwalbennest voll Schmutz und Grauen in üdester Einsamkeit. Tief drunten am Fuß des Felsens ein kleines Gärtchen, wo die Verbannten ihr Gemüse ziehen. Das Kloster ist heute ein Strafplatz für griechische Mönche, die hier an Leib und Seele verkommen müssen, wenn sie nicht außerordentlich starken Geistes sind; ein kirchliches Cayenne, brutal, unsittlich, widerwärtig. Denn, die hier lebendig begraben sind und kaum haben, wodurch sie aufs dürftigste ihr Leben fristen, haben keinen Blick für die Großartigkeit des Bildes; ihnen ist es nur die Mauer ihres Gefängnisses. Und so lange etwa der Geist für diesen Blick noch nicht abgestumpft ist, kann er die Pein nur verdoppeln. Nach Sünden baut sich zunächst die starre Kalkwand mit ihren Höhlen vor über der schwindelnden Klust, die sie vom Kloster trennt, so schmal, daß man versucht sein muß, den erdrückenden Alp dieser Wand mit den Händen fortzuschieben. Dahinter sieht in der Ferne der regungslose Spiegel des Toten Meeres herüber, umkränzt von einer wunderlichen Mauer scharfgezackter weißer Zwergebirge, in den Formen von Zuckerhüten, zerfallenen

Schlöffern, Pyramiden, halbeingesunkenen Zipfelmützen, breiten Forts. Davor eine gelbgraue Wüste, über der Adler schweben und Dunst brühtet. Drüben die Mauer der das Jordanthal im Osten abschließenden baumlosen Berge Moabs und Gileads; nirgends ein Dorf, nirgends eine Spur von Leben in der öden Weite. An Farben, außer den Scheinfarben, die der Sonnenuntergang drüber wirft, außer dem bleiernen Spiegel des Toten Meeres und der dunkelmattgrünen Linie des den Jordan umgebenden Gebüsches nichts als die im Grau schwimmende grüne Insel der Jericho-Dase, gewiß heute viel kleineren Umfangs als dereinst, aber immer noch, ob auch die Palmen und andere Herrlichkeiten ausgestorben sind, in dieser Oede wie ein Zauber wirkend.

Bei wunderbarem Mondschein ritten wir in unser Hotel zurück. Schärfer traten dabei die großen Blattformen der tropischen Gewächse, klarer aber auch die Wildnis und die Risse in den Hütten hervor, fahler lag die Wüste. Am Himmel aber blitzte, im Mondenglanz nur etwas verblaßt, das Demantmeer der Sterne, noch viel unzählbarer und blitzender als bei uns.

Am andern Morgen brachen wir vor 4 Uhr auf. Das nächste Ziel war das Tote Meer. Unvergesslicher Ritt! Erst durch Jerichos schlafende Gartenwildnis, dann durch Heidefeld, in denen die einzige Erhebung der graue, oft gleich dem Cactus sich zu Bäumen auswachsende, meist aber in der Form großer Maulwurfshügel am Boden klebende Dornbusch ist, bei dem die fingerlangen spitzen Dornen die Blätter

zu ersetzen scheinen. Aus solchem Dorn flochten sie die Dornenkrone. Allmählig dämmerte es. Die Berge rechts begannen ihr Farbenspiel mit fahlem Grau; das belebte sich erst in duftiges Blau, wandelte sich dann in liches Grün, bis sie endlich in Goldrot aufflammten. Der Osthimmel war zuerst silberweiß; bald sammelten sich, wo die Sonne aufgehen sollte, leuchtende Dunstwölkchen, als kluge Jungfrauen den Bräutigam zu erwarten. Dieser kleidete sie in zauberhaftes Rot, dann setzte er ihnen blaue Krönlein auf, die in den Himmel vorausgeworfenen Schatten der nahenden Majestät. Unmittelbar ehe er selbst erschien, verblaßte vor ihm die ganze Pracht. Dann zuckte es auf, und mit einem stand er da. Man sah ihn feierlich auf den Thron des Himmels steigen. Ein baumartiger Dornbusch brannte in den Feuergluten, die die Strahlen durch ihn woben, wie zu Moses Zeiten.

Allmählig verschwand das Dorngestrüpp, schon länger war es aschfahl geworden. Auch das letzte ersterbende Grün verschwand. Ueber den Sand war eine Art gelbroter Lauge gebreitet, gefrorenem Schmutz vergleichbar, knisternd wie er unter dem Huf der Pferde. Der Spiegel des Meeres war schon sichtbar; die infolge der durchsichtigen Luft in der Ferne steil erscheinenden Hügel, die sich koulissenartig immer wieder verschoben, waren in der Nähe flache Bodenwellen. Zuletzt ritten wir durch jene weißen Hügel, die wir vom Quarantänekloster aus gesehen. Bildungen, wie sie hin und her die Nordseedünen auf den Inseln zeigen; Platzregen und Sturmwind waren die Künstler, die sie geformt; aber auch sie von jener

salzigen Kruste überpanzert. Zuweilen schwirrten ein paar Wildtauben aus ihnen auf. Dann verlor sich auch diese letzte zerflatternde Spur von Leben. Der durchrissene Boden ein aschgraues Greisengesicht ohne Wangen, aber mit tiefeingegrabenen Falten. Das Meer wollte nicht näher kommen, so lang wir schon ihm entgegenritten. Ich trieb mein Pferd zu rascherem Schritt. Licentiat Knopf, der schon am Morgen auf dem Delberg unfreiwillige Volten im Galopp geritten hatte, seitab unter den Delbäumen ein wenig Absalom zu spielen, war zurückgeblieben, um sein munteres Pferdchen nicht in Versuchung zu führen. Ich bat Glaue, mit ihm zu reiten. Weit voraus war der Beduine mit seinem langen Feuerrohr, das einzig Bewegliche in dieser Totenwelt. Plötzlich unterbricht Karrieregetrappel, geisterhohl klingend auf dem Krustenboden, die Totenstille. In tollem Wettrennen rasen die beiden Pferde heran wie apokalyptische Reiter. Meines will eben auch einsetzen; ich reiße es herum. Im selben Augenblick rollt Knopf im Sand vor meinen Füßen, sich überfugelnd. Gleich den besessenen Säuen von Gergesa jagte das reiterlose Pferd mit dem Sattel unterm Bauch und Glaues Fuchs, dessen Herr übrigens wie angewachsen im Sattel saß, dahin. Ich sprang ab, das Blut war mir erstarrt. Jetzt empfand ich erst ganz die Einsamkeit der Wüste. Die staubüberdeckte Masse lag regungslos. Wie ich eben zugreifen will, erhebt er sich: „es ist nichts“ sagte er noch tonlos. Wir stellten fest, daß nur der neue Reifenhavelok in Felsen gerissen sei. Beim Baden später ergab sich freilich, daß fast



alle Ecken des Körpers blutunterlaufen oder geschirft waren. Jedenfalls, die Knochen waren ganz und Blut war nicht geflossen. Bald löste sich der Schreck in Scherz. Und wir pilgerten, er etwas humpelnd, ich den Zügel im Arm, zu Fuß den andern nach dem Meere zu. Endlich, endlich war die Lehmhütte am Strand, die wir seit länger als einer Stunde wie in natürlicher Größe sahen, erreicht. Das grünblaue Wasser war so verlockend, daß wir rasch uns entschlossen zu baden. Die schönen bunten Kiesel am Strand machten, da die Lehmhütte ungenießbar war, das Auskleiden nicht gerade erquicklich, zumal nach all den Mitten und Reitererlebnissen. Das undurchsichtige Wasser liegt starr und unbeweglich. Es ist so schwer, daß es nur den halben Körper einsinken läßt. Man kann sich wälzen auf dem Spiegel wie in einem Flaumenbett und in jeder Lage darauf schlafen. Nur in senkrechter Haltung vermag man, wenn man die Beine mit aller Gewalt steif hält, bis etwa zu den Schultern ins Wasser einzudringen. Natürlich ist auch jede Bewegung, sei es, wenn man überhaupt Fuß fassen kann, das Gehen oder später das Schwimmen sehr mühselig. Die mit allerlei Schärfen und Säuren durchsetzte Flüssigkeit heißt scharf in den Augen, reizt die Nasenschleimhäute aufs unangenehmste und ist von scheußlichem Geschmack. Doch regt das Salz die Haut sehr lebhaft an. Es war ein ebenso interessantes wie erquickendes Bad, das Bad im Toten Meer. Ich sah im Geiste schon internationale Sanatorien und Badehotels an seinen Ufern,

nachdem die Aerzte die außerordentliche Heilkraft dieser jeder Konkurrenz spottenden Bäder festgestellt.

Die Ufer sind freilich wenig reizvoll, weil alles fahl und tot ist. In den Linien erinnert das Bild an einen von nicht allzu hohen und jähem, aber dicht ans Ufer herantretenden Bergen umgebenen Schweizersee. Nur sind die Linien, auch die der Schatten so scharf, wie auf einer Relieffarte. Es ist nichts da, wovon man träumend sich versenken könnte.

So zogen wir denn auch bald weiter zum Jordan. Nicht zur Mündung, die von unserem Badeplatze vielleicht noch eine Stunde östlich lag. Vielmehr führt der markirte Steig in der Diagonale zu der von den Pilgern benützten Badestelle, etwa anderthalb Stunden oberhalb der Mündung. Auch Knopf ritt mutig wieder mit; nur hatte er das Pferd mit Glaue getauscht. Es giebt manche edle und nützliche Knöpfe in der Welt, meinte er; aber ein Sattelknopf gehört doch zu den allerbesten. Der Charakter des durchrittenen Striches war ganz derselbe. Nach etwa fünf Viertelstunden kamen wir dem Strauchwerk näher, das uns schon länger das Bett des Jordans angezeigt hatte. Den Uebergang bildet etwas Grashaide. Das Gebüsch umsäumt das Ufer etwa in einer Breite von vierzig Metern und besteht aus Weiden, Pappeln und Tarfabäumen. Durch das Gehölz ist ein schmutziger, fast schlammiger Zugang gehauen. Am Ufer erweitert sich dieser zu einem kleinen Platz von demselben Charakter. Darauf stehen etliche offene Buden; zerlumpte Verkäufer von befehten Kiesel-

steinen, von Blechflaschen mit abgekochtem Jordanwasser, von Dorngeflechten umkreisen den Ankommen- den. Der Boden ist zerstampft, wie der Rasen nach einer gründlich verregneten Vogelwiese; das Buschwerk in den Schlamm getreten. Eier- und Drangenschalen und Papierseken erhöhen den Eindruck. Der Platz wird von den russischen Pilgerzügen, die in dieser Zeit täglich in Höhe von 50—100 Köpfen von Priestern hierher geführt werden, zum Auskleiden benutzt. Dann waten sie alle, teilweise mit einem weißen Hemd bekleidet, das dadurch zum Sterbehemd geweiht wird, ins Wasser, um unter dem Segensspruch des Priesters unterzutauchen. Es soll ein höchst eigenartiges Bild sein, das wohl eine zutreffende Vorstellung giebt von den Vorgängen bei der Taufe des Johannes.

Doch, ganz abgesehen von dem, was die Sinne an diesem Platz beleidigt, die Landschaft will sich nicht zu der Scene schicken, die uns zum Jordan zieht. Gewiß ist das ziemlich langsam dahinfließende Wasser zu anderen Jahreszeiten klarer, als jetzt nach dem vielen Regen im März, wo es so dickgelb aussieht und solche Wolken von Erde mit sich führt, daß wir froh waren, schon unserer Badelust genügt zu haben. Das hohe dunkle Gebüsch, zumal hier, wo der Fluß unmittelbar ober- und unterhalb in scharfem Anie abbiegt, nimmt jeden Ausblick. Alles ist nüchtern, eng, gedrückt; dem Bild fehlt jede Poesie. Glücklicherweise bindet keine Tradition an diese Stelle. Da der Jordan häufig sein Bett wechselt und wir keinen Anhalt haben, die Lage von Bethabara oder Bethania

(Joh. 1, 28, die Lesart ist nicht sicher) zu bestimmen, ist jeder andere Platz auch möglich. Nur die Fremdenlegenden-Industrie hat wohl aus Rücksicht auf die bequemsten Wegeverhältnisse, namentlich für die Verbindung des Besuchs des Toten Meeres mit dem des Jordans, mit dem ihr eignen Sinn für das Banale gerade diese Stelle ausgewählt. Die alten Klöster, die dem Johannes geweiht sind, liegen nicht hier. Man sollte wirklich ernstlich die Auswahl einer andern, landschaftlich ausgiebigeren Stelle von den Fremdenführern fordern.

Der Rückweg nach Jericho nahm 1½ Stunden. Wieder war der plötzliche Uebergang aus der Wüste in die Jerichoaue wunderbar wohlthuend. Bei glühender Hitze, jener brütenden Hitze, in der man sich vor jeder kleinsten Bewegung scheut und regungs- und willenlos mechanisch fortvegetirt, froh, wenn man nur noch atmen kann und das Herz nicht stockt, ritten wir nach Tisch heimwärts. Die nach einer halben Stunde trotz vieler Windungen in starken Steigungen am Gebirgsrand aufklimmende Straße — man hat von der Jordantiefe bis nach Jerusalem 1150 Meter zu überwinden — führt oberhalb der an die Tamina erinnernden Schlucht hin, durch die der wasserreiche Bach Kelt bricht. An der engsten Stelle, wieder nur auf fast halbsbrecherischen Wegen zugänglich, steht, diesmal tief im Grunde eingeklemmt, wieder ein Kloster, quer über das Thal gebaut und in den Fels gehauen. Man sieht kaum ein paar Meter Himmel über sich. Ueberall starrt weißgelb himmelan der Fels. Einsam grünen auf einer kleinen Felsen-

kanzel etliche Cypressen, die Gräber derer zu beschatten, die in diesem Grabe ihr Leben zugebracht. Doch ist's ein Bild von packender Romantik.

Die Straße ist mit wenigen Ausnahmen so gut wie ein schlecht gepflegtes Sträßchen in einem Schweizer Gebirgsthal. Später auf der Höhe zieht nebenher die gepflasterte alte Römerstraße, die stets dem Rinnsal des Hochthales folgt, auch wenn es steil aufsteigt. Auf ihr zogen einst die Festpilger zu Jesu Zeiten gen Jerusalem. Die Landschaft ist beängstigend öde. Kein Strauch, kein Baum, keine menschliche Siedelung. Auf der dürftigen Heide, die hin und her das Steingeröll unterbricht, weiden verlorene kleine Schafherden, grasen zuweilen entlastete Kameele und Esel. Mitten zwischen Jericho und Jerusalem finden sich, in der Nähe eines neueren Chans, Reste von römischen und mittelalterlichen Kastellen, zum Schutz der Karawanen und Pilger vor den Räubern errichtet, als es hier noch etwas zu räubern gab. Endlich eine halbe Stunde unterhalb Bethaniens, im Winkel des Thals eine menschliche Wohnung bei einem guten Brunnen. Gewiß hat hier auch Jesus einst gerastet nach der langen Wanderung durch das wasserlose brütende Felsenthal. Man nennt den Quell denn auch den Zwölfapostelbrunnen. Und wie sie uns völlig Erschöpften einen Trunk aufs Pferd reichten, verstanden wir Jesu Preis dessen, der die Seinen auch nur mit einem Becher kalten Wassers tränke.

Als wir die letzte steile Steigung überwunden hatten, da lag es wieder vor uns, nun nach der

langen Rede das beklommene Gemüt zwiefach erquickend, Bethanien, mit seinem grünen Kranze uns Willkommen bietend und ladend zur Rast. Behaglich an des Berges Halde gelehnt verkündet es dem Wanderer: es giebt noch Menschenherzen auf der Welt, nicht nur Steine. Und aufatmend begrüßt man die ersten Zeichen menschlicher Gesittung. Die hier wohnten, müssen vor andern gastlich geworden sein, wie die Leute im einsamen Hochgebirgsthal. Sahen sie doch stets die Menschen müd und verstaubt herankommen, dürstend so gut nach Menschen, wie nach einer Labung, und konnten sie ihnen anspüren, wie das Herz aufging beim Anblick ihrer Hütten.

Es war dunkel geworden; wir mußten auf der Fahrstraße bleiben, statt heute, da auch wir von Jericho kamen, wieder wie neulich die alte Pilgerstraße über Bethphage zu verfolgen. Aber auch so war es von gewaltigem Eindruck, als bei der letzten Biegung die Stadt im Mondschein vor uns lag, da und dort rotes Licht aus dem Gestein blizend, als wäre sie von Rubinen durchsetzt, mit ihrer stolzen Mauerbrüstung, ihren Kuppeln und Thürmen, umgraut vom tiefen Sidronthal. Durch die uralten Grabsteine ritten wir hinab, über die Brücke, steil hinauf, hinein durchs Stephansthör in das Gewinkel. Von den Mauern klang der Pferde Hufschlag hohl zurück. Noch einige Schritte konnten wir auf den Pferden bleiben. Dann kamen die Stufen. So langten wir zu Fuß bei Vater Behr im Hospiz an.

---

VI.

**Ostern in Jerusalem.**

---

### Jerusalem, am Stillen Sabbath.

Wie denkt man sich's so schön, einmal in Jerusalem, „an Ort und Stelle“, Charfreitag und Ostern zu feiern. Aber es macht's dem Pilger nicht leicht, dies Jerusalem der Gegenwart. Die Griechen, die kirchlich den Ton angeben, feiern die heiligen Gedenktage nach anderer Berechnung als wir Abendländer, Lateiner und Protestanten; diesmal lag ihr Ostern acht Tage später. Der Juden Passah tritt nach außen überhaupt nicht hervor. Dazu kam, daß in diesem Jahr der Muhammedaner großes Volksfest mit unserem Charfreitag zusammen traf. So suchte man außerhalb der Kirchenmauern der Lateiner und Protestanten vergebens nach einem Hauch von jener Stimmung, die über deutschen Landen liegt an diesen Tagen. Am ehesten könnten es die ungezählten Schaaren russischer Pilger erleichtern, die alle Straßen füllen und ihnen ihr Gepräge geben, so ungefähr, wie es am jüdischen Passah einst die Pilger aus allen Ländern thaten. Sie atmen Andacht aus ihren Vermummungen, die sie hier im heißen Süden tragen,



wie in ihrer nordischen Heimat, wenn sie so treuherzig dahertrampeln mit ihren schafpelzgefütterten hohen Stiefeln, ihren dunklen schmutzigen Röcken, die Frauen mit dem schwarzen Kopftuch, die Männer mit den langbeschrirnten schwarzen Klappen; wenn nur ihre breiten Gesichter nicht so stumpf dreinschauten mit den geschlißten Augen, wenn sie nur nicht in blödem Mechanismus alle Säulen, Thore, Felsenwinkel unter unzähligem Bekreuzen und Niederknien schmazend abküssen wollten.

Aber dazu kommt noch die Unsicherheit der Verticlichkeiten. Am „Grünen Donnerstag“ der Heimatkirche zog es uns natürlich hinab über den Bach Kidron.

Das in jüngster Zeit viel genannte Cönaculum in der Oberstadt, dem höchsten Punkte von Jerusalem, das etwa auch ein Anziehungspunkt hätte sein können, war wegen muhammedanischer Feste unzugänglich. Wir wären freilich doch kaum hingepilgert. Die ältere Tradition verlegt an diese Stätte die Ausgießung des heiligen Geistes, also den ersten Versammlungsraum, die Wiege der Christenheit. Es ist sehr gut möglich, ja wahrscheinlich, daß in dem damals bevölkertsten und bestbebauten Teil der Stadt auch die jerusalemischen Anhänger des Gekreuzigten wohnten, welche den zugewanderten galiläischen Messiasgläubigen ihre Räume zur Verfügung stellten. Auch die im siebenten Jahrhundert auftretende Kombination, daß eben hier Jesus selbst sein letztes Mahl gehalten, hat alle Wahrscheinlichkeit für sich.

Warum sollte nicht jener Freund, bei dem der Meister selbst mit seinen Zwölfen Eintritt hatte, auch nach der Katastrophe den sich wieder sammelnden Getreuen Herberge gewährt haben. Aber nach der zweifachen Zerstörung der Stadt, bei der „kein Stein auf dem andern blieb“, war es gewiß unmöglich, auch nur die Stätte sicher noch zu bezeichnen, geschweige daß der Raum erhalten geblieben wäre, in dem Jesus den Seinen das Brot brach. Zur Zeit der Helena stand auf dem damals als Stätte der Geistesausgießung überlieferten Platz die „Apostelkirche“. Sinnig verlegte spätere Legende auch Marias Sterbeort an die geweihte Stätte. So hieß zur Zeit der Kreuzfahrer die Kirche Marien-, auch Zionskirche. Sie bestand damals aus zwei Geschossen. Im unteren zeigte man neben dem Sterbeplatz der Gottesmutter den Raum der Fußwaschung, im oberen den der Abendmahlsfeier. Ein Teil dieses Obergeschosses dürfte der Raum sein, der heute gezeigt wird. Ob jenes Heiligtum der Kreuzfahrer noch die alte Apostelkirche oder ein Neubau war, ist nicht ausgemacht. Im besten Falle also sind die Wände und die beiden Säulen des „Cönaculum“ Reste jener alten Apostelkirche. Das Spitzbogengewölbe, das dem Raum heute sein Gepräge giebt, stammt jedoch sicher erst aus dem vierzehnten Jahrhundert. Schon zur Kreuzfahrerszeit wurde hier als dem vermeintlichen Zion, der alten Davidstadt, vielleicht auf Grund von muslimischen Traditionen auch noch das Grab Davids gesucht. Unter dem Namen „Nebi Dâûd“ birgt der Gebäude-

Komplex heute eines der ersten, unantastbaren muhamedanischen Heiligtümer der Stadt.

Anders steht es doch mit Gethsemane. Daß dies jenseits des Kidron am Fuße des Delberges zu suchen sei, ist außer Zweifel (Joh. 18, 1). Aber wo? Gewiß nicht da, wo die Lateiner eine Gruppe uralter Delvbäume, die vielleicht 800—1000 Jahre zählen mögen, mit einer hohen Mauer umschlossen, die einzelnen Stellen noch mit Eisengittern absperreten, die Mauer ringsum mit kleinen, unruhig wirkenden Stationen besetzten und endlich ein Viertel des Gartens mit Glashäusern und Ledboienbeeten bebauten, um den Besuchern, natürlich umsonst, ein Sträußchen zum Andenken mitgeben zu können, also mit heiliger Industrie den Ort entweihen. Wer soll hier jene Stunden heißen Ringens nacherleben können? Aber der Platz, gleich wie der bergwärts daneben liegende russische Gethsemanegarten mit seiner aufdringlichen Zwiebelkirche und seinem modernen Altarbild von Wereschagin, liegt auch viel zu unmittelbar an der von Jerusalem zum Delberg führenden Straße, die zum Passah mit im Freien oder in Zelten am Delberg nächstliegenden Pilgerscharen bis in die späte Abendstunde bevölkert gewesen sein muß.

Glücklicher haben die Griechen gewählt, die überdies die älteste Tradition für sich haben. Aber bei ihnen fehlt heute der Delgarten. Sie haben den Ort mit einer Kirche überbaut oder unterbaut, einem der wunderbarsten Kirchbauwerke, die es giebt. Das Heiligtum ist eine große künstliche Felsenhöhle ohne jedes

natürliche Licht, im Grundriß eines Kreuzes. Auf 47 breiten Stufen steigt man beinahe 11 Meter in dasselbe hinab. Die tonnenartige Decke ist durch ungezählte goldene und silberne Hängelampen in ein blitzendes Stalaktitengewölbe aufgelöst. Dieser Prunk stimmt freilich schlecht zu Gethsemane. Für mein Empfinden wandelten sich die schwebenden Ampeln in jene Regionen Engel, die der einsame Beter doch verschmähte. Schon zu Dmarz Zeiten hieß diese Kirche Gethsemanekirche. Später ist der Name verdrängt worden durch den heutigen „Mariengrab“, der den Wandel der Interessen und der ihnen folgenden Traditionen anzeigt. Sie gehört zwei „Nationen“, wie in bezeichnender Wahl des Wortes der armenische Priester uns sagte, den Griechen und den Armeniern. Denn der orthodoxe Orient „glaubt“ an Eine Kirche; diese existirt aber bei den verschiedenen Nationen in verschiedener selbständiger Verfassung.

Vielleicht erst als hier Gethsemane dem Mariengrab weichen mußte, flüchtete die ältere Tradition in eine einen Steinwurf entfernte kleinere Höhle, wohl ursprünglich eine Cisterne oder Delfelter, die nun, durch einen unterirdischen Gang mit dem „Mariengrab“ verbunden, als Höhle der Todesangst gezeigt wird. Auch hier konnten wir nicht Gethsemane feiern. In eine Höhle hat sich der Herr sicher nicht geflüchtet.

Aber gottlob, es giebt noch eine Stätte. Hinter Mariengrab dehnen sich durch das hier etwas breiter werdende Thal, entrückt jedem Lärm der Straße, nicht bebaut mit Steintempeln, alte Olivenpflanzungen aus. Dort hinein, unter das ernste trauernde Grün,

zwischen die unruhigen Linien der verwitterten dunklen Stämme zogen wir, als die Schatten der Nacht sich niedersenkten und ein kalter Schauer das Thal hinabstrich, um nachzuempfinden, wie seine Seele zitterte vor dem Kelch, den ihm der Welt Bosheit und Feigheit gemischt hatte und der nach des Vaters Rath doch der Kelch des Heils war für die Welt, und in unseren Seelen wiederklingen zu lassen das Gebet aller Gebete: Vater, nicht wie ich will, sondern wie Du willst.—

\*            \*            \*

Am Charfreitag durfte ich in der hiesherigen deutschen „Kirche“, d. h. dem nothdürftig zu einem Betstuhl hergerichteten, schmucklosen, den Eindruck des Zerfallenden machenden alten Refektorium der Johanniter den sich zur Andacht drängenden Scharen der Einheimischen und der Pilger deutschen evangelischen Glaubens das Evangelium von der ewigen Erlösung verkündigen, die an dieser Stätte Jesus Christus der Menschheit erwirkt hat.

Dann zog es mich in die nahe Grabeskirche, nicht um dort das unglaubliche Spiel mit einer am Kreuz hängenden Puppe mitzumachen, aber um an dem Ort, der seit nun 1500 Jahren dem Gedächtnis dieses Tages geweiht und dadurch uns allen heilig ist, zu weilen und mich in die mancherlei Formen nachsinnend zu versenken, in denen im Laufe von anderthalb Jahrtausenden hier jener That des Sterbens, die Leben gebracht, in Schauern von Andacht gedacht und der Gezeugte als Lebensfürst verehrt worden ist.

Bisher hatte mich ein eigentümliches Gefühl von der „berühmten“ Stätte fern gehalten, nachdem ich sie in den ersten Tagen meines Aufenthalts mit dem Bädeler in der Hand durchwandert hatte. Schon der Trödelmarkt mit Rosenkränzen, Heiligenbildern, Bändern, Kerzen, Steinen u. s. w. auf dem Vorplatz erregt, zumal wenn man die russischen Bauern ihre sauer erworbenen Groschen hier für wertlose Nichtigkeiten wegwerfen sieht, den Wunsch nach einer neuen Tempelreinigung.

Im Innern grinste mir aus den düstern Gewölben und den vielen Winkeln dieses Konglomerats von nach den verschiedensten Grundrissen nebeneinander erbauten und später in eins verwachsenen Heiligtümern und heiligen Stätten so viel Aberglauben, so viel Schwindel entgegen, daß ich die Stätte mied, um mir mein protestantisches Jerusalem nicht verärgern zu lassen. Was ist auf dem engen Raum nicht alles durch die wuchernde Legende zusammengedrängt; fast als hätte es gegolten, ein christliches Panoptikum zu schaffen. In jener Kapelle wollte Abraham den Isaak opfern. In jener andern war Jesus gefangen. In einer dritten wurde er verspottet. Dort, ganz im Dunkel und vergittert, steht die Säule, an der er gegeißelt ward. In Wahrheit geschah dies alles im Palast des Hohenpriesters oder im Prätorium des Pilatus. Dort zeigt man zwei runde Löcher, in welche Jesu Füße als in einen Stoß gepreßt wurden während der Zurichtung des Kreuzes; im Stein darunter haben sich die Fußsohlen eingedrückt. In dieser Kapelle ist Christus ans Kreuz ge-

nagelt. In der daneben befindlichen ist das Kreuz aufgerichtet worden. Dort wurden die Kleider des Gekreuzigten verteilt. Dort ist das Grab des Nicodemus, dort das des Joseph von Arimathia, dort unter „Golgatha“ gar das des Adam und das des Melchisedek. Dort ist unter einer verschiebbaren Messingleiste der Riß zu sehen, der beim Tode Jesu die Felsen spaltete, und der bis in den Mittelpunkt der Erde gehen soll. Auf jenem schön behauenen und polirten Marmorstein ist Jesus zum Begräbniß gesalbt worden. Dort standen zuschauend die Frauen. Dort erschien Jesus der Maria Magdalena zum ersten, dort zum dritten Mal, dort seiner Mutter.

Zu all diesen Willkürlichkeiten der Erfindung von Orten, die nur selten sinnig, meist widersinnig sind, kommen die Eifersüchteleien der Konfessionen. Von den Lampen über dem Salbungsstein gehören diese sieben den Griechen, diese drei den Lateinern, jene eine den Armeniern, jene letzte den Kopten. Dasselbe wiederholt sich im heiligen Grabe selbst. Jede Nische, jeder Altar, jede Kapelle in den vielen Räumen gehört einer bestimmten Kirche. Die Fixirung der Kreuzannagelung in der einen, der Kreuzaufrichtung in der andern Kapelle verrät nur den Kompromiß zwischen den widerstreitenden Ansprüchen der Griechen und der Lateiner, daß je ihre Kapelle über dem Ort der Kreuzigung stehe.

Weiter stört das ruhlose Drängen der Pilger, die in dem Labyrinth der Heiligtümer zu jeder heiligen Stätte sich durchsuchen, das Durcheinanderschwirren

der Stimmen bei gleichzeitig gelesenen Messen, das Gehen der Priester durch die Menge, wenn sie von oder zu ihren Funktionen gehen, oder mißachtende Behandlung der in Andacht versunkenen Pilger von Seiten der niederen Kirchendiener, wie sie weggestoßen oder einer Schafherde gleich von einer Stätte zur andern gedrängt werden. Es ist fast wohlthuend gegenüber all dieser Würdelosigkeit und dem an einen Markt erinnernden Gemurmeln, wenn plötzlich das gelle Aufstoßen der schweren Krawattenstäbe das Nahen des Patriarchen mit seinem Hof von Geistlichen verkündet, ob auch dann vollends die Gläubigen kurzer Hand ganz in die Winkel zusammengedrängt werden. Mit viel größerer Würde als im Petersdom vollzieht sich, unter Vorantragung eines großen Stabes, der einst dem Patriarchen von einem Sultan als Unterpfand seiner Souveränität in geistlichen Dingen verliehen wurde, solch ein Aufzug der hohen Geistlichkeit mit ihren langen Bärten und schlichten schwarzen Gewändern. Dann haben sich auch die in der Eingangshalle rauchenden, schwägenden, moffatrinkenden türkischen Soldaten von ihren Teppichen erhoben. Die ganze Kompagnie ist ins Gewehr getreten und steht Spalier im Vorhof, aus dem die an eine Hauptwache erinnernden Gewehrpyramiden verschwunden sind.

Gegen all diese Eindrücke hat die Architektur Mühe, sich zur Geltung zu bringen. Von schönen edlen Formen sind die zwei wichtigsten, größten und mindestens in ihren Fundamenten ältesten Räume,



der säulenumrahmte, von einer schlanken Kuppel überwölbte Rundbau über dem Hauptheiligtum, dem heiligen Grabe, und nach Osten sich anschließend, eine ursprünglich dreischiffige Basilika, die jetzt infolge der die Seitenschiffe ausschließenden Zwischenmauern einen einheitlichen Saalbau darstellt. Beide von edlen Verhältnissen; letztere in dem durch arabische Details bereicherten Spitzbogenstil des zwölften Jahrhunderts von den Kreuzfahrern neu erbaut auf altem Grunde, erstere nach dem vernichtenden Brande von 1808, der sechsten oder siebenten Zerstörung seit Helenas erstem Bau, im alten Stil neu aufgerichtet. Erst wenn sich der Geist frei gemacht hat von all dem Kleinram des Aberglaubens zu ebener Erde, vermögen diese erhabenen Hochbauten mit ihren feierlichen, von echter, aufwärts gerichteter Andacht eingegebenen Linien zu erbauen.

Genau unter der Kuppel des Rundbaus ist das heilige Grab errichtet, eine eingebaute, kleine, längliche Kapelle, nach dem Brande in wenig geschmackvollem Barock neu hergestellt. In ihrem Innern, in das man durch ein niedriges, enges Schlupfloch gelangt, können vier bis fünf Personen gedrängt vor der im Widerschein von 43 goldnen Lampen glänzenden Marmorplatte stehen, auf welcher der heilige Leichnam geruht haben soll. Die tief ergriffenen thränenfeuchten Gesichter naiver Pilger müssen erst zu der Stimmung verhelfen, die uns die Ausstattung des Raumes und die klare Unmöglichkeit, daß dies das Grab des Herrn sein könne, so schwer als möglich macht. Ob überhaupt ein wirkliches Grab sich darunter befindet, weiß niemand.

Wenig erbaut wandte ich mich nach „Golgatha“. Eine Treppe führt zu den über sechs Meter höher liegenden beiden Kreuzigungskapellen, unter deren einer sich freilich kein Hügel, sondern das Geschäftszimmer des Archimandriten befindet. Ich trat in die überfüllte Kapelle der Griechen. Wieder ist die Decke in einen Wald von goldenen und silbernen Ampeln verwandelt. Ueber dem Altar, von Kostbarkeiten überladen, blickt mitten durch ein Meer von Kerzenflimmer in an sich wirksamer malerischer Darstellung der vom Kreuze nieder, der einsam auf kahlem Hügel starb wie ein armer Sünder. Soll man es sinnig oder widersinnig finden, daß er hier vom Prunk, den der Glaube um ihn gehäuft hat, fast erdrückt wird? Ehe ich noch die widersprechenden Gedanken klären konnte, stimmte plötzlich aus der Kopf an Kopf gedrängten, bis dahin lautlos stillen Schaar russischer Pilger eine Stimme ganz leis und innig, fast wie im Traum, ein frommes Lied an; alle stimmten im selben Flüsterton schüchternen Ergriffenheit und geistiger Abwesenheit ein in prächtigen Naturakkorden, hoch drüber eine Silberstimme aus einer dieser verummelten stulpengestiefelten Weiber, wie ein Rosenwölkchen im durchsichtigen Abendhimmel. So bricht also doch echter Glaube, kinderreine Frömmigkeit durch den stupidesten Aberglauben und die äußerlichsten Geberden durch. Versöhnt, erhoben zog ich heim. —

Nachmittags war also Nebi-Musa-Fest. Das heißt, es galt dem ersten Pilgerzug nach dem fünf Stunden entfernten Grabdenkmal des Mose, zu dem

innerhalb der nächsten acht Tage jeder fromme Muslim pilgern sollte, das feierliche Geleite zu geben. Gläubige aus weiter Ferne waren dazu in Jerusalem zusammengeströmt. Gleich nach Tisch zogen wir zum Stephanssthor. Schon drängten sich die sich um ihre Fahnen sammelnden Züge unter soldatischer Eskorte durch die Gassen. Aber unangehalten konnte jedermann sich durch ihre Reihen oder an ihnen vorbei schieben, was mein Berlinisch Herz zuerst nicht wagte. Es erwartete das strenge Halt eines Schutzmanns. Aber es gab keinen. Und es ging vortrefflich ohne ihn. Es entstand keine Stauung. Jeder sah, daß er möglichst glatt zu seinem Ziel kam und die Füße dahin setzte, wo keine waren.

Vor dem Thor entfaltetete sich wohl das malerisch schönste Bild, das ich je in meinem Leben sehen werde. Unmittelbar vor dem altersgrauen Thor den ganzen Gang hinab, vor allem an den steilen Böschungen der tief eingeschnittenen Straße, über all den Grabsteinen, auf allen Zinnen des Thors und der langen Mauerlinie, drüben den ganzen Delberg hinan flutete, leuchtete es über dem grünen Grund weiß, rot, blau, in allen bunten Farben durcheinander. Unübersehbare Tausende feiernder, schaulustiger Menschen. Die einen im Staat, Frauen in blendend weißen, auch über den Kopf geschlagenen faltenreichen Tinnen- oder Seidenstoffen, Männer und Kinder in lauter jubelnden Farben in wallenden, leichten Umhängen und Turbanen; die andern, und dies war fast noch malerischer, in Lumpen, deren

stumpfe Farben die anderen prächtig heraus hoben. Die Frauen und Kinder lagerten an den Hängen; die Männer wogten auf den Straßen. Darüber wehten die Fahnen, am häufigsten in seidnem Grün, von stolzen Jünglingen mit leuchtenden Augen getragen. Frauen und Männer gaben ihrer Lust in gurgelnden Pfeifentönen Ausdruck, etwa an einen langgedehnten Wachtelschlag erinnernd. Ueberall schritten durch die eng gelagerten und gedrängten Volksmassen durch oder oft mehr über sie hin unter schreiendem Angebot die Verkäufer von Erfrischungen, namentlich Süßigkeiten, die das Volk besonders zu lieben scheint. Wie sie Platz für ihre nackten Füße fanden, wie sie den schroffen steinigen Gang hinauf mit ihren großen Brettern, Körben, Wasserschläuchen Balance halten konnten, war mir ein Rätsel. Dazwischen ritt einer auf dem Esel, tänzelte ein farbig geschmücktes Pferd mit seinem Reiter. Ein herausschendes Bild in dieser durchsichtigen, leuchtenden Luft im hellen Mittagssonnenstrahl.

Endlich kam der Zug in Bewegung. Die Fahnen flatterten; die Pferde stiegen. Gedrängt um einen auf Schultern sitzenden, lebhaft gestikulirenden und in kurzen Sätzen die Masse anreizenden und dirigirenden Araber schob sich in ermüdender, aber unermüdlicher Einförmigkeit, unter Händeklatschen und Fußstampfen stets denselben Gebetsruf als Antwort brüllend, ein dichtgedrängter Kreis vorwärts. Dann kamen tanzende Dermische mit ungekämmtem, langem, schmutzigem Haar, verzückten, verrückten, abgesspannt überspannten

Gefichtern immer drei Schritte vor= und zwei zurück= hüpfend; einer hatte sich einen Spieß, wie wir ihn etwa zum Bratenspicken gebrauchen, von innen durch die eine Backe gestoßen, daß er einen Finger lang herausfah und die ganze Backe hochzog, und warf tanzend und schreiend mit einem roten Lappen hübsche Linien in die Luft. Pauken und Chymbeln, mit den eintönigsten Schlägen behandelt, dröhnten dazwischen. Endlich kam der Pascha mit seinem Troß hoch zu Pferd, vor ihm die türkische Militärmusik rechts und links am Weg im Gänsemarsch schreitend, in der Mitte von Volkshaufen durchwogt, hinter ihm Soldaten zu Pferd, vielleicht dreißig, diesmal wenigstens mit gestickten Hosen und Stiefeln, die kurzen Karabiner mit dem Kolben auf die Schenkel stemmend und den Lauf keck hinaus haltend in die Luft. Droben vor dem Thor donnerten eigens dazu aufgefahrene Kanonen.

Beim Suchen nach einem geeigneten Platz zum Sehen war ich mitten unter die Frauen geraten, die heute zum Fest sogar unverschleiert saßen. Mit meinem männerhaften Dasein versöhnte ich sie leicht durch Ueberlassung meines Opernguckers, der ihre Neugier reizte. Als nun der Zug vorüber war, wollte ich den Gang, an dem wir gelagert waren, höher hinaufklimmen. Mich reizten die feinen roten Zelte, die da oben standen. Bei meinem ersten Schritt ertönte kreischender Alarm, gestikulirende Finger drangen mir bis vors Gesicht. Halbabgebissene Salatstengel wurden geopfert als Wurfgeschosse; die

Gewänder halb ängstlich, halb neckisch übers Gesicht gezogen. Ich stand still, mir das köstliche Bild zu betrachten. Da kam von oben herab eine Alte, die jedem deutschen Märchen als Hexe Ehre gemacht hätte, offenbar eine ausgediente Amme aus vornehmem Haus, mit blißenden Augen und fuchtelte mit einem kleinen Stab vor mir in der Luft herum, iallah, d. h. weg da, kreischend. Ich wünschte ein Momentphotograph zu sein. Die Klugheit, der Tapferkeit schwächere Hälfte, gebot den Rückzug. Würdevoll stieg ich denn, nachdem ich mir das Bild eingefogen, wieder den Gang hinab. Schade. Denn ich wurde später belehrt, daß von den Zelten aus die vornehmsten muhammedanischen Damen Jerusalems, unter ihnen die Harems der beiden Paschas im auserlesensten Festschmuck, den Zug sich angesehen hätten.

Wir zogen die Straße ins Sidrontal hinunter, um auch von drüben das ganze lustige Bild uns zu betrachten. Die Masse wälzte sich schon wieder die Straße vom Delberg zurück, nachdem sie den Zug bis zur Höhe begleitet hatte. Plötzlich kam sie in Bewegung. Lange Knüttel schwangen durch die Luft; es war als ob ein Strom sich überstürzte. An die Stelle des einförmigen la ilaha il allah trat wildes Geschrei. Mühsam konnten wir uns in einen Mauerwinkel flüchten. Viele stürzten zu Boden und der geballte Menschenknäuel flog über sie weg. Blutüberströmt, verfolgt und verteidigt, entwindet sich ihm endlich ein glattrasirter Kopf, dem der Turban verloren gegangen. Ein aufregendes Bild

des Fanatismus, dessen dieses indolente Volk fähig ist. Ich ahnte die Armeniergreuel, bei denen diese Knüttel die Schädel einschlugen. Die Soldaten ritten quer hinein und hieben mit ihren Kolben ein, wohin es nun traf. Glücklicherweise waren Freund und Feind Muselmanen; so brach das Feuer, als die Rädelführer an die Pferde der Soldaten gebunden waren, eben so rasch in sich zusammen, als es aufgelodert war. Was die Ursache des Krawalls gewesen, konnten wir nicht erfahren. Wer weiß, ob sie es selber wußten. So ging es wohl zu, als sie im Tempel über Paulus herfielen, daß der römische Hauptmann mit seinen Soldaten ihn aufheben mußte.

Eben begannen wir die Scene zu verarbeiten, in die wir um ein Haar verwickelt worden wären, als die Nilpferdpeitsche der abgestiegenen Soldaten auf die Leiber der noch immer enggeballten Massen prallte. Es galt dem Pascha Platz zu schaffen, der nach einer an die Pilger gehaltenen Ansprache inzwischen auch zurückgekommen war und bei dieser Gelegenheit den Franziskanern in ihrem Gethsemane einen Besuch machen wollte. Es war ein schwächtiger, noch jüngerer Mann in europäischer Kleidung mit einem Fes, müde und klug aus seinen Augen blickend.

Als die Menge sich verlaufen, kam es uns erst wieder zum Bewußtsein, daß heute bei uns Charfreitag sei. Dazu paßte gut der Gang zur Klagenauer, den wir nach einem früheren flüchtigen Besuch auf diesen Vorfabbat als den bei den Juden für diesen eigenartigen Gottesdienst bevorzugten Tag

verschoben hatten. Es ist ein in großen Quadrern 18 Meter hoch aufgetürmtes, wohl vorherodianisches Mauerstück, nicht zu der Stadtmauer, sondern zur Untermauerung des Tempelplatzes gehörig, an welchem die Juden seit Jahrhunderten die Zerstörung des Tempels beklagen. Durch unglaubliches Gewinkel des Quartiers der Mogrebiner, der nordafrikanischen Muhammedaner, gelangt man, immer um neue Ecken, immer in engere Gänge einbiegend, hin. Da stehen sie an der Mauer aufgereiht, das Gesicht gegen die Steine gerichtet, manchmal sie küssend oder mit ihren Thränen nezend, Männer und Frauen, Rabbiner und Laien, Alt und Jung, in Lumpen und in purpurrotem oder violettenem Sammtkafan mit pelzverbräuntem Sammtbarett. Etliche Greise kauern auch in malerischen Gruppen auf dem Boden an der gegenüberliegenden Mauerwand des nächsten Grundstücks. Der Platz ist vielleicht 25 Schritt lang und 5 breit. Aus vergilbten, vergriffenen, geschriebenen oder gedruckten Büchern beten sie, mit dem ganzen Oberkörper in den Hüften sich unausgesetzt wiegend, die Klagelieder Jeremiä, natürlich hebräisch. Dazwischen sammeln sich um einen Vorbeter kleine Gruppen, seine Sprüche im Chor mit kurzen Antworten aufnehmend. Natürlich muß die stete Wiederholung dieser Andachten ihre Wirkung auf das Gemüt abschwächen. Man sieht denn auch nur hier und da wirklich ergriffene Gesichter, die dann gern einen Zug ins Fanatische annehmen. Aber wer wie ich zur Klagemauer kommt mit der Erwartung eines



erhabenen tragischen Schauspiels, ein Volk in seinen Treuesten seinen Untergang beweinen zu sehen, wird etwas enttäuscht. Man kann sich z. B. dort bei dem schluchzenden Weib der Vermutung nicht erwehren, daß sie ihren häuslichen Kummer ausweint in der süßen Selbsttäuschung, es sei die grandiose Tragik des Geschicks ihres Volkes, die ihr Herz überfließen mache. Die Meisten scheinen diese Andacht zu absolviren wie ein Geschäft. Andere weihen fast selbstgefällig ihrer großen Vergangenheit dies Opfer der Worte. Die Wenigsten dürften an die Wendung der Dinge im Sinne ihrer Gebete glauben; aber sie haben wenigstens das Ihre gethan. Wer könnte auch angesichts dieser Gestalten an eine nationale Zukunft der Juden im Lande ihrer Väter glauben, wie sie die Zionisten träumen! Sie haben alle etwas von einem Petrefakt an sich. Das macht der Charfreitag! „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!“ Jener Charfreitag hat ihnen das Herz gekostet. Dem Baum ward die Krone ausgebrochen.

Von der Klagemauer der Juden zogen wir längs der Stadtmauer hoch über dem Sidronthal hin zu jenem von muhammedanischen Gräbern bedeckten Hügel vor dem Damaskusthor, in dem Gordon Golgatha vermutete. Es ist in die Augen springend, wie treffend der Name Schädel, Kuppe diese in ihrer Form rund um Jerusalem einzigarte Erhebung zeichnet. Hier gingen auch allein große Heerstraßen vorbei, neben denen Raum war für den Richtplatz, den man gern in Straßennähe legte. Die Stephanus-

kirche liegt zu Füßen dieses Hügels und bezeugt die Tradition, daß hier Hinrichtungen stattfanden, für alle Zeit. Zu bedenken giebt auch, daß auf diesem Hügel nie ein jüdischer Begräbnisplatz war, so geeignet er dazu schien, wie die Muhammedaner auch empfanden, die ihn dazu benutzten. Dagegen gab es nicht allzuweit davon weiter im Norden jüdische Gräber mindestens für die Vornehmen, wie die wenig entfernten Königsgräber und Richtergräber beweisen. So kann auch Joseph von Arimathia sich in dieser Gegend sein Grab in einem der Gärten bereitet haben, die sich noch heute, soweit sie nicht in allerjüngster Zeit bebaut wurden, über die ganze Gegend ausbreiten.

Freilich steht dem die Tradition der Grabeskirche entgegen. Aber gegen diese macht doch mancherlei bedenklich. Zwar will man in einigen unter dem kleinen russischen Hospiz nah bei unserer Erlöserkirche aufgegrabenen Bordsteinen die Schwellen eines alten Stadtthors und in nahen spärlichen Fundamenten die der alten Stadtmauer entdeckt haben. Aber von Fundamenten und Thürschwellen ist das ganze unterirdische Jerusalem durchzogen. Und die Kanten jenes Steins würden ein nach außen aufgehendes Stadtthor voraussetzen, was unmöglich ist. Auch müßte der Hügel unmittelbar vor dem Thor sich erhoben haben, was wieder unglaublich ist; zu Füßen eines draußenbleibenden Hügels zieht niemand die Mauer, sondern über den Hügel; noch weniger legt jemand ein Thor so an, daß es von einem Hügel verlegt wird. Endlich ergiebt sich bei dieser Annahme

ein Zickzacklauf der Mauer, der aller Wahrscheinlichkeit widerspricht. Aber es giebt noch einen radikaleren Einwand. Das Golgatha der Grabeskirche ist dem Augenschein nach überhaupt kein natürlicher Hügel; ohne Nachgrabungen freilich, die an dieser Stelle nie gestattet werden können, ist darüber das letzte Wort nicht zu sprechen. Nun wissen wir aber, daß Jerusalems Mauern im Norden zwei Mal weiter hinausgerückt wurden. Zuerst in der älteren Königszeit, als die Davidische Umgrenzung zu eng geworden. Der damals entstandene Mauerzug wurde auch nach der Rückkehr aus dem Exil festgehalten und blieb unverändert bis über Jesu Zeit hinaus. Erst Agrippa II. baute ein gut Teil weiter nördlich eine Mauer, um die dort entstandene Vorstadt in den Bereich der Stadt einzubeziehen. Ist nun diese letzte Mauer nördlich von Gordons Hügel gelaufen, so steht die heutige Mauer an derselben Stelle wie zu Jesu Zeit, und die Grabeskirche kann nicht über Golgatha stehen. Für das wirkliche Golgatha bleibt aber dann nur unser Hügel. Gelegentliche Grabungen in der heutigen nördlichen Vorstadt haben Mauerreste da und dort zu Tag gefördert. Aber ob dies Teile der Stadtmauer sind, ist aus ihnen nicht sicher zu entscheiden. Dazu müßten planmäßig Nachgrabungen gemacht werden. Unüberwindliche Hindernisse stehen dem in dem in Betracht kommenden Vorortbezirk nicht entgegen. Einen andern Weg giebt es nicht, in der Frage einen Schritt weiter zu kommen. Nicht streiten! Graben! Das muß das Motto werden für die weiteren Arbeiten zur Feststellung der Vertlichkeiten des alten Jerusalems.

Aber die Tradition der Grabeskirche ist doch da und ist sehr alt. Spricht das nicht für ihr gutes Recht? Woher stammt sie? Genau befehen steht sie auf gar schwachen Füßen. Sicher ist, das man zu Konstantins Zeiten im Ungewissen war über die Lage des Kreuzeshügels und des Grabes. Kein Wunder! Denn das Christentum hatte nach 70, wo alles in Schutt verwandelt ward, keine Beziehungen mehr zum Judentum Palästinas, auch nur sehr schwache zu der gesetzestreu gebliebenen Judenthristengemeinde. Lebend in steter geistiger Gegenwart des Herrn, hatte sie auch kein Bedürfnis, ihre Andacht an jene Stätten zu heften. Und der Wiederkunft des Herrn und dem Ende dieser Welt entgegenharrend, mußte für sie das Interesse für jene irdischen Schauplätze vergangener Geschehnisse zurücktreten. Da wußte auch ein Zeitgenosse Konstantins, der, wenn einer, es gewußt hätte, der unermüdliche Sammler der christlichen Erinnerungen, Euseb, der Bischof des nahen Cäsarea, nichts hierüber. Denn er erzählt, daß bei Ausgrabungen, die Konstantin veranstalten ließ, — die Zeiten und ihre Bedürfnisse waren inzwischen andere geworden — „wider aller Erwarten“ das Grab Christi gefunden worden sei. Woran man es erkannte, wird nicht berichtet. Immerhin, das Grab war das Erste in der Tradition. Man wollte die Stätte der Auferstehung haben. Grabeskirche oder, was später sich verlor, Auferstehungskirche hieß darum das Heiligtum, das Konstantin in großer Pracht auf dieser Stätte bauen ließ. Der Sitte der Zeit und dem gottesdienstlichen Bedürfnis entsprechend

errichtete er, außer dem Rundbau über dem „Grab“, nach Osten sich anschließend eine Basilika in Kreuzform. Und diese dürfte wohl der Anlaß geworden sein für die erst viel später auftauchende, jenen geschichtlichen Bericht ergänzende Legende, daß Konstantins Mutter Helena in Folge göttlicher Eingebung nach Jerusalem gepilgert sei und „durch ein Wunder“ neben dem heiligen Grab auch das Kreuz Jesu entdeckt habe. Die Basilika sollte hinter dem Rundbau an Heiligkeit nicht zurückstehen, sie sollte auch ihre Reliquie haben. Die Legende schuf sie ihr. Grab und Golgatha sind nun freilich in der Grabeskirche nur etwa 50 Meter von einander entfernt. Das ist ein neues letztes Bedenken. Man wird billig zweifeln, ob ein reicher, vornehmer Mann seine Ruhestätte so nahe dem Verbrecherhügel sich angelegt habe.

Doch wie immer es sich mit der Geschichtlichkeit des Orts verhalten möge, was die Grabeskirche nicht bietet und nicht bieten kann, das Bild einer Felskuppe vor den Mauern an öffentlichen Straßen unter freiem Himmel, das bietet jener stille, unbebaute Hügel. Hier kann man den Charfreitag noch erleben im Geist. So lag Golgatha vor dem Stadthor; so führten die Straßen vorbei; auf solchem weiten Platz stand Kopf an Kopf, gaffend, die erst triumphirende, dann erschütterte Menge. So winkten hinter der kahlen Mauer, zu der er hinausgestoßen ward, die Kuppeln der Stadt. Auf den Dächern drüben standen sie und sahen zu, wie das Kreuz sich erhob. Da drüben stand der goldschimmernde Tempel, den

er gelästert haben sollte, das Schibboleth der falschen Frömmigkeit, die ihn hierher gebracht. Da droben schaute ernst der Delberg herab, von dem er vor wenig Tagen, dem festlich versammelten Volk sich als Messias des Friedens, als Helfer der Armen anbietend, unterm Hosanna der Tausende eingezogen war. Und da hinten leuchteten purpurn die Berge von jenseits des Toten Meeres herüber, die Gedanken herüberziehend nach der Heidenwelt. Dies war das Bild, auf dem sein Auge ruhte, bis es brach. In mir aber gewann das Lied neue Gestalt, das von der Heimatgemeinde her durch meine Seele zog:

Ich will hier bei dir stehen,  
 Verachte mich nur nicht,  
 Von dir will ich nicht gehen,  
 Wenn Dir Dein Herze bricht.  
 Wenn Dein Haupt wird erblasen  
 Im letzten Todesstoß,  
 Alsdann will ich dich fassen  
 In meinen Arm und Schoß.

\* \* \*

Ostern.

Heute standen wir vor Morgengrauen auf, die Osterfonne aufgehen zu sehen vom Delberg. So oft man droben stehen mag, es ist jedesmal ein neues, mächtig packendes Bild. Wie fahl lag die graue Stadt im blassen Morgendämmer da, wie düster drunten die Schlucht, wie tot der weite Tempelplatz. Rings herum um die von ihren Mauern wie eingeschürzte Stadt die

meist mit Ziegeldächern versehenen Vororte und Einzelgebäude der neuen Zeit. Wie liegt sie doch so fremd dazwischen. Sie ist stehen geblieben, erstarrt wie Lots Weib, in ihrer Entwicklung unterbunden seit jenen alten Tagen. Im Hintergrunde rechts, eben grüßt ihn der erste Strahl, ragt, das ganze Panorama beherrschend, der Mizpa, jetzt Nebi Samwil (=Samuel) genannt, die Geburtsstätte des königlichen, einheitlichen Israel; und links, dem Hohenstauffen in dem Aufbau ähnelnd, der „Frankenberg“, — ob er auch ihnen einst der Heimat Berge heimwehweckend vor die Seele zauberte im fremden Lande? —, gemahnend an das große Traumbild der Kreuzfahrereherrschaft. Jetzt umgoldet die Sonne die obersten Zinnen der Zionsstadt. Dann flammt wie ein Leuchtturm die Spitze unseres neuen Kirchturms auf. Wie flüssiges Gold rieselt es die Steinterrassen herab bis zum Tempelplatz. Nun strahlt die ganze Stadt, in rosiges Licht getaucht, wie eine erwachende Braut. Die Natur opfert; Dunst wallt auf. Nach Osten verhüllt er die Landschaft unter der steigenden Sonne. So steigt der Osterfürst empor, die Welt zu erleuchten und zu durchglühen; ein Schleier liegt über dem Grunde.

Gleich nach Tisch fuhren wir endlich nach Bethlehem. Wir ließen es zunächst zur linken Seite liegen und fuhren auf der Straße nach Hebron, dessen Besuch nicht lohnen soll, in etwa 1½ Stunden zu den „salomonischen Teichen“. Drei von einem Kastell geschützte, halb in den Fels gehauene, halb ummauerte

Sammelbecken, stufenförmig in quellenreichem, langsam sich senkendem Thal unter einander liegend, mit einem Wasserspiegel von je 130—177 Meter Länge und etwa 70 Meter Breite und an den tiefsten Stellen 15 Meter Tiefe. Die großartige Anlage, mitten in öden Steinbergen plötzlich in einem flachen Seitenthal auftauchend, ist von imponirender Wirkung. Größeres leisten wir heute auch nicht. Zwei in die Felsen getriebene Leitungen, den Windungen der Berglehnen folgend, die eine 20 Stunden lang, führten einst das Wasser bis Jerusalem. Ob das Werk von Herodes stammt, ob es älter oder jünger ist, weiß niemand.

Heute geht die Leitung nur noch bis Bethlehem. Wir folgten ihr über dem schmalen Wadi Artas hin, dessen kaum 40—50 Meter breiter Grund in einen Garten verwandelt ist. Bäume und Beete wechseln; Wasserleitungen, aus nahen Quellen im Bogen über die Thalsohle gespannt, tränken sie. Ein in diesem Lande ganz ungewohnter, überaus lieblicher Anblick, an unsere Thäler erinnernd. Das macht, es wohnen etliche „Franken“ dort.

Nach einer scharfen Biegung des Thales lag plötzlich Bethlehem vor uns, hoch auf einem Berg Rücken gebaut, eine stattliche Steinstadt mit etwa 8000 Seelen, fast ausschließlich Christen, überragt von dem minaretartigen Glockenturm der Geburtskirche am östlichen niederen und dem gefälligen Kirchturm der deutsch-evangelischen Kirche am westlichen höheren Ende. Durch wohlgepflegte Del- und Weingärten, welche die Mulden füllen, zogen



wir hinüber. Die Stadt ist für orientalische Begriffe auffallend reinlich, etwa in dem Maße kleinerer italienischer Städte. Auch mit ihrem großen, sauber gehaltenen Platz vor der Geburtskirche, der am Rande des Thales durch Strebemauern den Charakter einer Plattform hat, und mit ihren umfangreichen Klosterbauten an den bevorzugtesten Stellen erinnert sie an die Städteanlagen Italiens.

Unser erster Gang war zur Geburtskirche. Es ist die älteste erhaltene Kirche Palästinas, vielleicht der Christenheit, die einzige von den Kirchen Konstantins, welche unzerstört die Stürme von anderthalb Jahrtausenden überdauert hat, dank dem Umstande, daß sie in diesem lieblichen Gefilde, als ob das „Friede auf Erden“ über ihm fortgeklungen, nicht so getobt haben, wie in Jerusalem. Das wunderbarste Schauspiel seit der Kirchweihe sahen diese ehrwürdigen Mauern wohl, als 1101 Balduin sich hier „an der Wiege des Herrn“ zum König von Jerusalem krönen ließ, inmitten der panzerstarrenden Fürsten und Ritter und Mannen, die aus dem Abendland gekommen waren zum ersten Kreuzzug.

Unter einer altehrwürdigen, schweren, nur durch wenige heute vermauerte Fenster belebten, hohen Mauer, vom schmucklosen Giebel der Kirche überragt, tritt man ein. Auch das einst so stattliche Portal ist bis auf ein enges Schlupfförtlein zugemauert. So mußten sie Jahrhunderte lang ihr Heiligtum schützen gegen Ueberfälle der Moslemin. Säulenbasen und architektonische Brunnen auf dem freien

Vorplatz zeigen, daß er vor Zeiten der Kirche Vorhof war. Zuerst gelangt man in eine in die Breite gehende, heute durch Quermauern verbaute Vorhalle. Von den drei Portalen, die von ihr einst in das Innere der Basilika führten, ist nur das mittlere noch im Gebrauch. Tritt man ein, so ist man überwältigt von der strengen Einfachheit des Baues. Vier Reihen von gedrungenen Säulen, Monolithe aus rötlichem, weißgeadertem Kalkstein, mit Basis und korinthisirendem Kapitäl nur 6 Meter hoch, teilen den etwa quadratischen Raum in fünf Schiffe. Die Flachdecke der vier Seitenschiffe sitzt auf den Säulen auf. Das Mittelschiff erhebt sich etwa noch anderthalbmal so hoch. Die durch Fenster unterbrochenen Mauern ruhen geradlinig auf den Säulen. Reste von einst berühmten Bildern in Goldmosaik, im Chor besser erhalten, vom Kaiser Konnenos 1150 der Kirche geschenkt, treten an einzelnen Stellen hervor. Bedeckt ist es wohl immer durch ein die Balken offen zeigendes Holzdach gewesen. Das jetzige ist erst im 17. Jahrhundert errichtet, nachdem die Türken das Blei des bisherigen Daches zu Kugeln gegossen und dieses dadurch der Zerstörung preisgegeben hatten.

Was man hier sieht, ist aber nur der Torso der Kirche Konstantins. Und wohl daher rührt der Eindruck des Schwersen. Ja, dieser Säulenraum wird von den meisten Reisenden nur als Korridor gewürdigt, weil er jedes Schmuckes, jedes Geräts entbehrt, eine leerstehende Wohnung. Die kahle Mauer, die jetzt das Schiff kurz abschneidet, ist nämlich ein

Barbarismus der Griechen, die sich, wohl weil ihnen die würdige Anstandssetzung der ganzen Kathedrale zu teuer war, das auf diese Weise abgeschlossene Querschiff mit der Apsis zu ihrer Kirche eingerichtet haben. Da dies erst im Jahre 1842 geschah, möchte man hoffen, bei geeigneter Einwirkung könnten der hervorragend gebildete Bischof von Bethlehem und der Patriarch bewogen werden, dem ehrwürdigen Bau durch Niederlegung jener Wand seine ursprüngliche Form zurückzugeben, zumal wenn man in Aussicht stellt, die dadurch erwachsenden Kosten aufzubringen. Zu Gunsten dieses ältesten christlichen Baudenkmals, stehend an dieser Stätte, könnte die Beschaffung der Mittel in der Christenheit nicht schwierig sein.

Heute gelangt man ins Querschiff der Kirche nur durch einen Durchgang in jener eingezogenen Mauer. Dasselbe ist, trotz der Verstümmelung in Folge der Abtrennung des Hauptschiffes, durch seine schönen Verhältnisse von bedeutender Wirkung. Der halbrunde Abschluß der Kreuzarme, deren einer durch eine nach innen gelegte, von dem höheren Portal in das tieferliegende Schiff herabführende Freitreppe belebt ist, wirkt äußerst malerisch. Zumal wenn man zu so guter Stunde, wie wir, die Kirche besucht. Es war eben Oftervesper, der Raum gefüllt von Menschen. Was uns schon beim Gang durch die Straßen auffiel, das nahm uns hier ganz gefangen und zog unsere Gedanken fast zu sehr ab. Selten sah ich so schöne Menschen, Bilder der Gesundheit und Lebensfreude. Stattliche Gestalten mit blühenden Gesichtsfarben, nicht hager

und bleich, wie die meisten Orientalen. Bis in die vierziger, fünfziger Jahre verblaßt bei den Frauen nicht der frische Hauch von Rot auf den Wangen. Die kräftigen, stolzen Männer wetteifern mit den Frauen in der edlen Schönheit der Züge. Die Nasen leicht geschwungen, die Augen groß und fein geschnitten, der Mund lebhaft und die Lippen voll. Die Tracht ist ganz eigenartig und zumal bei den Frauen sehr kleidsam. Ueber einer hohen, tarbuschartigen Mütze tragen diese ein über den Augenbrauen in leichten Wellenlinien abschneidendes weißes Kopftuch; die Stirn ist umkränzt von Reihen von Münzen; unter dem über Schultern und Rücken bis an die Hüften herabhängenden weißen Tuch schaut über hellem Nieder eine rote Jacke vor, reich verziert mit gelber und blauer Stickerei, die Ärmel vom Ellbogen an geschlitzt und frei und lang herabhängend. Enggedrängt, andachtversunken standen sie vor dem Priesterheiligtum, immer ein Gesicht anziehender als das andere; andere saßen in malerischen Gruppen plaudernd auf jener runden Freitreppe im Querschiff oder längs der eingezogenen Querwand am Boden, spielende Kinder vor ihren Füßen oder auf dem Schoß. Dazu der Festgottesdienst in Anwesenheit des Bischofs, der in einem schön geschnitzten Chorsthuhle stand wie ein Heiligenbild, der feierliche Priesterchorgesang, das in langen schiefen Strahlen aus den hohen Fenstern durch die graue Luft webende, rosigduftige Sonnenlicht.

Wollt ihr mirs verargen, daß ich da doppelt wenig Sinn hatte für die Gänge und Höhlen unter

der Kirche, dunstig, überladen mit Gold und Lampen, wo wieder die heiligen Plätze alle gezeigt werden. Hier genas Maria ihres Knäbleins. Dort stand die Krippe. Hier knieten anbetend die Weisen aus dem Morgenland. Hier erging der Engelbefehl zur Flucht nach Egypten. Dort ließ Herodes etliche der unschuldigen Kindlein umbringen. Hier endlich ist die Quelle, aus der die heilige Familie schöpfte. Ueberall stehen, ein wunderbarer Ersatz für die heiligen drei Könige, türkische Soldaten mit Gewehr bei Fuß Wache, Beweis genug, daß hier nicht der Glaube Nahrung findet, der in der Liebe thätig ist.

Als der Gottesdienst zu Ende war, machten wir noch einen Rundgang durch die Stadt. Eine ganz eigenartige Welt mitten im arabischen und jüdischen Lande, als ruhte ein besonderer Segen, ja noch ein Abglanz über ihr von jener Weihenacht her. Diese schönen Menschen mit ihrem schmucken Städtchen leben auf einem ausgefuchten Fleck Erde. Der Rücken, der die Stadt trägt, bildet ein natürliches Amphitheater. Die Häuser, welche nach der von ihm umschlossenen, grünen, lachenden Thalmulde hinabschauen, ruhen bei der Steilheit des Hanges auf bogenartigen Unterbauten, die dem Steinfranz der Häuser Schwung und Leichtigkeit geben. Die leichtesten unter den letzteren erscheinen wie über das Thal hinausgebaute Erker.

Folgt man dem Halbrund der auf dem Berg hinziehenden Hauptstraße, so sieht ein immer wieder anders verschobenes Landschaftsbild zwischen den

Häusern herein. Vom flachen Dach des gastlichen deutsch-evangelischen Pfarrhauses aber entfaltet sich ein Rundblick von seltener Harmonie der Linien und Farben, so haarscharf diese Linien und so satt diese Farben auch bei der sich neigenden Sonne waren. Das ist wirklich Beth-Nechem, Brotstadt, Stadt des Lebens, eine würdige Wiege für ein Königsengeschlecht, das einen David zum Haupt hat, und für den Sohn Davids, das Reis aus dem Stamme Jsai. Das ist ein Ort, vor andern geeignet, daß die Legende ihre schönsten Kränze um ihn slicht. Man möchte, wenn man das jüdische Land kennt, beinahe konstruiren, wie es die Schriftgelehrten für Herodes aus anderen Gründen thaten: Hier mußte Christus geboren werden.

So feierte ich zu Ostern hier in der „Stadt Davids“ auch Weihnachten, weniger freilich durch die einzelnen problematischen heiligen Stätten dazu ange-regt, als durch die Stimmung, die über diesem ganzen Bilde ruht. Von allen Natureindrücken, die mir bis-her das heilige Land bot — Galiläa steht mir noch bevor —, ist dieser weitaus der schönste. Weihnachtsglanz liegt darüber ausgebreitet.

VII.

**G a l i l ä a .**

.....

Nazaret, 14. April.

Nun liegt Jerusalem, die Stadt der Steine und der Tragik, schon weit dahinten, und ich sitze in einer Stadt des Grüns und der Lebenslust, da der groß ward und zunahm an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen, den sie dort in jenen engen Mauern verurteilt und auf einem kahlen Hügel draußen gekreuzigt haben.

Leuchtend stand die Sonne über der Steinwelt, als ich zum alten Jafathor hinaus zur Bahn zog, um im Gedräng und Geschrei und Gewißel des Reisepöbels, der den Zug füllte bis auf den letzten Platz, mühsam die Stimmung festzuhalten, mit der ich überreich und tief befriedigt schied. In der Grabeskirche zeigt man eine Kugel, den Nabel der Welt. In Rom steht ein Obelisk, dem sie die gleiche Bezeichnung geben. Aber hier hat sie größeres Recht. Jerusalem ist noch mehr eine ewige Stadt; sie ist der Herzpunkt für die gewaltigsten, innerlichsten und an Wirkung reichsten Bewegungen der Menschheitsgeschichte.

Auf der Fahrt nach Jafa fand ich Anlaß, der



jüdischen Landschaft ein wenig Abbitte zu thun. In den fünf Wochen hatte sie sich doch etwas geschmückt. Die Feigenbäume und Reben hatten ausgeschlagen. Es gab deren doch mehr, als das Auge gesehen, da sie noch im grauen Gestein sich verloren. Am Dorngebüsch blühten wilde Rosen; zwischen dem Geröll brachen allerlei seltene Blumen hervor. Freilich, wie lange mochte dieser bescheidene Schmuck währen auf diesem wasserlosen Steinboden? Hier ist die Heimat des Wortes von dem Gras, das da frühe blühet und des Abends welk wird und verdorret.

In Jafa war das Meer nur leicht gekräuselt. Beinahe hätte mich, als ich durch die engen Gassen zum sogenannten Hafen ging, ein Kameel, das schwer beladen hinter mir drein trampelte und mit seinen auf beiden Seiten hängenden Lasten die ganze Breite der Straße einnahm, an die Wand gedrückt. Als ich den Stoß erhielt, beugte ich mich noch glücklich und ließ die Last über mich hingehen. Mit lustigem Tänzeln brachte uns das Boot an Bord. Die Fahrt nach Haifa war tadellos schön. Im hellsten Abendsonnenglanz lagen am Meeresstrand die umfangreichen Ruinen von Cäsarea, der politischen Hauptstadt des Landes zur Zeit Jesu und der Apostel, der Garnison jenes römischen Hauptmanns, der als der erste Römer, als der Hauptmann einer Legion von Millionen sich dem eben erstandenen Christentum zuwandte. Hinter jenen Mauern lag das Gefängnis, von dem aus Paulus zwei Jahre auf das Meer, über das er so gern das Evangelium aufs neue bis ans Ende der

Welt getragen hätte, hinauschaute, bis ein Schiff von diesem Strande stieß, ihn als römischen Staatsgefangenen nach Rom zu bringen, ans Ende seiner Laufbahn. In diesen jetzt zerfallenen Mauern hatte dann das Christentum der ersten Jahrhunderte eine seiner bedeutungsvollsten Entwicklungsstätten gefunden.

Auch Tantur und Atlit, die beiden Kreuzfahrerruinen, leuchteten noch aus dem blauen Meer hervor. Nachdem die Sonne wolkenlos ins Meer getaucht war und die Sterne glitzernd den Himmel übergossen hatten, fuhren wir in großem Bogen um den Karmel herum in die Bucht von Haifa.

Unter für einen Abendländer völlig sinnverwirrendem Geschrei, Gedräng und Wirrwarr ging im tiefsten Dunkel das Ausbooten vor sich. Der österreichische Lloyd hatte nicht einmal eine Laterne übrig, auf der windschiefen, schwankenden Schiffstreppe seinen Passagieren heimzuleuchten. Das überfüllte Boot tanzte einen Derrwischtanzen am Schiffskörper auf und ab. Dasselbe Schattenpiel wiederholte sich beim Aussteigen am Strande in völligem Dunkel über eine Brücke mit lauter durchlöcherter Brettern; sodann bei der türkischen Zoll- und Paßpolizei in einer Höhle, die alle Eigentümlichkeiten eines längst verlassen, kleinen und engen, verfallenden Kellergewölbes in müßiger Einöde hatte; endlich, als es galt, in die auf einem jeder Erleuchtung entbehrenden, winkligen und unebenen Platz zusammengepferchten Wagen zu steigen, die für die verschiedenen Reisegeellschaften bestellt waren, sie in die verschiedenen Nachtquartiere zu spediren. Nur das Eine

war für mich ein Lichtblick und in seinem herztärfenden Eindruck in dieser fremden Welt unvergeßlich, daß auf dem engen Platz von allen Fuhrleuten und Gasthausdienern im unverfälschtesten Schwäbisch herumgeschrien wurde. Man konnte sich in eine der winkeligen Gassen Tübingens versetzt glauben, wenn bei der Heimkehr von einem Ausritt die Wagen sich vor der Kneipe stauten.

Am andern Morgen  $\frac{1}{2}5$  Uhr sah ich von dem flachen Dach unsers schwäbischen Gasthauses die Sonne aufgehen hinter den die Bucht von Akka einschließenden palmenumfüumten Hügeln, rosenfingerig, sich wiederpiegelnd im Morgenmeer, erst droben den Karmel grüßend mit seinen weißschimmernden Klostergebäuden, dann zu seinen Füßen das am Berg hinaufkletternde, friedlich schlummernde Haifa. Da draußen auf der großen blauen Fläche der Bucht tauchten im Morgenschimmer vor meiner Seele auf die stolzen Schiffe der Kreuzfahrer; aber auch die bescheidenen Boote, die, nachdem der ganze zweihundertjährige Traum zerwonnen, die letzten Reste von dieser letztgefallenen Feste zurückbrachten ins Heimatland.

Dann gings um  $\frac{1}{2}6$  Uhr zu Wagen nach Nazaret. Taufriischer Morgen; auf dem Marktplatz, auf dem Fische, Weizen, Mehl, Zuckerwaren mitten unter Eseln und Kameelen am Boden lagerten, saßen sie schon in großen Gruppen auf ihren Beinen vor dem arabischen Kaffee, Wasserpfeife rauchend und sich die Träume der Nacht erzählend. Vor dem Hause des Kaimakam oder dem Gefängnis — vielleicht ist beides

identisch hier zu Lande — saß der Posten auf einem Stuhl, das Gewehr über die Beine gelegt; eine Erinnerung an Sickingen auf dem Berliner Lutherdenkmal. Vor dem Ort kauerten etliche zwanzig Weiber, aus großen zinnernen Kübeln saure Milch zum Frühstück löffelnd. Weiter ging es an einem muhammedanischen Kirchhof vorbei, über dessen Gräbern die Palmen fächelten im Morgenwind. Dazwischenhin im Frühsonnenlicht in malerischen Gruppen Frauen in weißen Gewändern, die Gräber schmückend. Dann folgten die Gärten der Schwaben Haifas, jener um die Bucht sich hinziehende Palmen- und Drangenhain. Bald dehnte sich die Ebene frei vor uns. Rechts stieg längs der Straße, zum Theil bewachsen, der lange Zug des Karmel in wechselnden Vinien und Farben auf, zuweilen von Schluchten, zuweilen von muhammedanischen Dörfern, will sagen zerfallenden Mauern unterbrochen. Die Straße ist vor etwa zehn Jahren einmal angelegt worden aus irgend einem Augenblicksanlaß. Als dieser vorüber war, ließ man sie zerfallen, was nicht schwer war, da sie nur aus aufgeschütteter und geebnetter, von den Feldern herübergebrachter Ackererde bestand. Jetzt wird sie wieder hergerichtet für den deutschen Kaiser nach derselben bewährten Methode, mit derselben Perspektive.

Nach einer Stunde etwa bogen wir, nachdem wir den natürlich brückenlosen Sison durchfahren — die Wasser gingen den ihn zu gleicher Zeit durchwatenden Frauen bis über die Kniee — links in die von

Sichwäldern beschatteten, hin und her mit Olivenhainen geschmückten, schwellenden Hügel ein, ein Landschaftsbild ähnlich den Anfängen eines Thals der schwäbischen Alp, etwa dem Eingang ins Uracher Thal. Bald breitete sich vor uns zu Füßen unserer Hügelfette in üppigster Fruchtbarkeit die Ebene Jesreel aus, das alte Korn- und Schlachtfeld des Landes, eine baumlose, von kaum bemerkbaren Bodenwellen leise bewegte, durchweg bebaute Fläche von acht Stunden Länge und wechselnder, bis auf drei und vier Stunden sich ausdehnender Breite, rings von Bergen mit allerlei Thaleinschnitten umgeben, fast wie ein grüner Bergsee. Im Westen schaut über sie her die höchste Spitze des Karmelgebirges, von der ein weißes Kapellchen herunterleuchtet, verkündend, daß nach der Tradition hier Elias und die Baalspriester um die Wette geopfert und der siegende Prophet auf dem kleinen Hügelaltar drunten am Bach die Baalspfaffen geschlachtet. So nahe Nazaret liegt die Stätte des Eliasgeistes! Westlich reiht sich an den Karmelzug die Kette des welligen Hügellandes Samarias in den einschmeichelndsten Linien, zuletzt aufsteigend zu den Bergen Gilboas, bei denen Saul seinen Tod gefunden. Zwei unter den vielen Kuppen, die da übereinander heraus schauen, bezeichnete unsere Phantasie in Ermangelung sicherer Kunde als Ebal und Garizim, die heiligen Berge der Samariter. Im Osten schließt das weite Gefilde der kleine Hermon ab, ein in vornehmen, ruhigen Linien aufsteigender Pyramidenberg. Etwas weiter

im Nordosten reckt die höchste Erhebung, der Tabor, sein massiges waldiges Haupt in breiter Wölbung kühn und stark empor. Tor, Stier, nennen sie ihn noch heute, vielleicht zugleich eine Erinnerung an die Stieropfer, die in alter Zeit auf seiner Höhe dargebracht wurden.

Endlich bogen wir nach Norden um in ziemlich ödes Bergland hinein, auf dessen äußerer Kante wir bisher über der Jesureebene hingefahren waren. Bald kamen wir in die Nähe einer Quelle, die eine Mulde in einen Palmen- und Feigengarten verwandelt. Hinter dem Hügel sollte Nazaret liegen. Ich wollte nicht im Wagen und in Gesellschaft in diesen für mich heiligsten Ort kommen, da sich das eine große Wunder der Weltgeschichte, den Augen der Umgebung unbemerkt, vollzog, das Heranreifen dessen, der allzeit war in dem, das seines Vaters ist, ohne Sünde, ohne Bruch in seiner Entwicklung, des Gottessohnes. Ich ließ die andern weiter fahren und bog quer durch die Einsenkung zu jenem Quell im Grunde hin. Wie manchmal mag Jesus an ihm zum letzten Mal gerastet haben, wenn er von den Festen Jerusalems in seine Vaterstadt heimkehrte zur Alltagsarbeit. Dann schritt ich die Berglehne hinan. Siehe da stehen plötzlich vor mir im brachliegenden Ackerland hochragende Schwertlilien, mit sechs bis acht offenen Dolden in mildleuchtendem Rosa, die Kelche in den feinsten Farbenwellen abgestuft, die noch knospenden Häupter leis im Winde wiegend. Welch ein Gruß! Die Lilien auf dem Felde, deren Schilderung in der

Bergpredigt uns gewiß macht, daß Jesus im Unterschiede von dem, was wir sonst vom Altertum wissen, auch für die kleinen Reize der Natur ein offenes Auge gehabt.

Von der Höhe aus lag die große Thalmulde von Nazaret vor mir, an ihre Westseite angeschmiegt das Städtchen von etwa 10 000 Einwohnern. Nun kam ich nicht leugnen, wie so manchmal schon im heiligen Lande, war Enttäuschung das erste Gefühl. Das Thal ist wohl durch einen kleinen Bestand von Oliven etwas geschmückt, aber durch neue Steinhäuschen, Ruinen, Steinbrüche, zertretene kahle Plätze beunruhigt, verunstaltet. Pflichtgemäß besuchten wir nach Tisch zuerst die zwei Kirchen der Verkündigung. Neue Enttäuschung. Unten im Thal in der Nähe des Brunnens liegt das griechische, vielleicht zweihundert Schritte davon am Berghang das lateinische Heiligtum, beide mit denselben Ansprüchen. Alte Höhlen und Gräber und spätere Gewölbe sind in blödestem Schwindel zu den Stätten erhoben, wo Maria gewohnt und Gabriels Verheißung empfangen habe. Als sichersten Beweis gab der Franziskaner für die lateinische Stätte an, daß der kleine Gewölberest hinter dem Altar, gewölbt wie man überall wölbt, wo man weichen Kalkstein als Baumaterial benutzt, genau nach derselben Art gebaut sei, wie das Haus in Loreto, das bekanntlich im dreizehnten Jahrhundert von Engeln durch die Lüfte von hier dorthin getragen wurde. Trotz dessen ließen wir, hoffend, wenigstens das Innere eines alten nazare-

tanischen Hauses zu sehen, es uns nicht verdrießen, „das Haus des Joseph mit Werkstätte“ aufzusuchen. Wir fanden ein kahles längliches Gelaß mit einem Nebenraum, im besten Fall in der Kreuzfahrzeit als Refektorium erbaut, notdürftig zu einer Kapelle eingerichtet. Auch den Brunnen im Grunde, zu dem Jesus als Kind und Knabe wohl oft die Mutter begleitet, hat die griechische Verkündigungskirche von seiner alten Stelle verdrängt. Die Quelle selbst liegt hinter der Kirche und ist unter deren Altar durch zu einem etwa hundert Schritt entfernten neuen Brunnenhaus geleitet, wo sie aus mehreren Röhren sich ergießt. Den ganzen Tag wandern die Frauen und Mädchen mit ihren bauchigen Thonkrügen, die sie schief auf dem Kopf tragen, hierher. Ist jemand da, der den Propheten liebt, sagte eine stattliche Frau lächelnd, der helfe mir den Krug zum Kopfe heben.

Dann gingen wir den Berg hinan, an den sich die Hauptmasse des heutigen Nazaret lehnt. Bald wurde uns deutlich, daß nur hier, und zwar gegen heute in etwas höherer Lage, das alte Nazaret zu suchen ist. Dafür sprach die Analogie aller Stadtanlagen, die wir bis jetzt gesehen. Dort war auch ein alter verlassener Steinbruch, dessen jäher Absturz unmittelbar unter der Hauptstraße des alten Ortes den Plan, Jesus hinabzustürzen, nahe legte. Natürlich verlegt die Tradition den Versuch auf einen etwa eine Stunde entfernten, in die Aesrealebene auffallend vorjpringenden Felsberg, der der Phantasie sich empfahl, nicht aber der Ueberlegung.



Nach wenigen Minuten Steigung gelangt man vom alten Nazaret auf den Kamm der das Thal in großem Halbkreis nach Norden abschließenden Berge. Wir umschritten auf ihrer Höhe das ganze Halbrund in etwa einer Stunde. Unsere Enttäuschung schlug um in Erhebung und Begeisterung. Still, weltabgeschieden, friedlich liegt das Städtchen auf der Morgenseite des westlichen Berges, davor das Thal mit seinem Brunnen und seinen Delgärten, damals gewiß trefflich bewässert und angebaut. Freundlich schaut es hinab, aber nirgends hinaus ins Weite. Ein engbegrenztes Tagesleben. Hier oben aber auf dem Kranz der Berge welch ein Bild! Wo soll man anfangen zu genießen. Im Norden schaut, wie ein Traumbild, wie ein Urahn, der beschneite große Hermon über die Bergketten herüber; rechts von ihm die Ausläufer des Antilibanon. Dann ragt, ziemlich genau nach Osten, des Tabor breites dunkles Haupt auf; neben ihm sieht man in die Einsenkung hinein, in deren Tiefe verborgen der See Genesareth und das Jordanthal liegt. Dahinter das Bergland von Gilead rotleuchtend, wie eine brennende Mauer. Wendet man sich nach Süden, so steht der vornehme kleine Hermon im Mittelpunkt; zu seinen Füßen, kaum eine Stunde von einander, grünen im Sonnenglanz links Nain, rechts Sunem herüber, die beiden Städte der Totenerweckungen im alten und im neuen Testament; dunkel, auf der Nordseite des Berges, den Tabor im Angesicht, schaut Endor drein, so recht ein Ort für Hexen.

Südllich vom kleinen Hermon lacht die Ebene Jesreel in allen grünen Farben. An ihrem östlichen Ende glänzt die alte Hauptstadt gleichen Namens am Fuße von Gilboa auf, tiefer drin, nach Süden zu, in einem Einschnitt in den sie abschließenden Bergeskranz, Djenin, die letzte Nachtstation auf dem Wege von Jerusalem nach Galiläa. Dann steigt das Bergland Samarias mit seinen weichen Linien auf bis zum langgestreckten Höhenzug des Karmel; seine östliche Meta über dem grünen Feldermeer der Ebene die weiße Kapelle des Baalsopferplatzes, seine westliche, von der er steil ins mittelländische Meer abstürzt, das Eliaskloster. Zu seinen Füßen lacht, vom glänzenden Meerespiegel mit der tief eindringenden Bucht von Akko umrahmt, Haifa. Dann schiebt sich welliges Hüggelland zwischen das Meer, dessen Silberlinie da und dort durch die Senkungen sich zieht, und diesen auserlesenen Fleck Erde. Unmittelbar hinter Nazarets Bergen liegt, im Nordosten, eine kleinere grüne Ebene, in ihrer Mitte, auf einem Hügel gebettet, von einem Kastell überragt, kaum zwei Stunden von Nazaret, Sepphoris, bis in Jesu Mannesjahre die Hauptstadt Galiläas, die Stadt der Theater, Gymnasien und Paläste, jetzt von vergangenem Glanze ein bescheiden Denkmal. Hinter einem Hügel sich in der Tiefe versteckend liegt nicht weit davon Kana. Dahinter, hoch auf dem Berge, breit und stolz dehnt sich die schon im jerusalemischen Talmud erwähnte, in den Kreuzzügen viel umstrittene Stadt Safet, seit dem 16. Jahrhundert aufs neue von

Juden aus Spanien besiedelt, Sitz berühmter Rabbinenschulen. In Kana drunten verwandelte Jesus das Wasser des Täufers in Wein; dort droben verwandelten sie den alten Wein der Propheten in Wasser. Wohin das Auge blickt, wechselt Berg und Thal, Wald und Feld, Meer und Hochgebirge, ein Garten Gottes. Alles Leben und Bewegung, alles Licht und Segen. Die einzelnen Bilder eng umgrenzt. Aber alle Linien freundlich, weich, und doch alle aufsteigend, ein Gebet der Natur. Das ist das Eden der neuen Menschheit, die Stätte von Gott gebaut, dessen Geist zu entfalten, der im Kleinsten und Engsten unermüdllich treu war, und dem das Kleinste umgeben war, sich auflöste in das Größte und Erhabenste. Da drunten im engen Thal war er Menschensohn, seinen Eltern unterthan, da droben auf den Bergen, die er so liebte, war er Gottessohn, über der Welt den Vater im Himmel sehend und der weiten Welt zum Heiland ausreisend.

\* \* \*

Muzerib, 18. April.

Erst jetzt komme ich durch die Güte des französisch-redenden Bahnhofsverwalters wieder an einen Tisch, der zum Schreiben Möglichkeit bietet. Im Wartezimmer giebt es nur Bänke längs der Wände. Der fahrplanmäßige Zug geht nämlich in dieser Jahreszeit nur alle zwei bis drei Tage. So mußte ein Extrazug von Damaskus hertelegraphirt werden, und ich gewinne Zeit zum Schreiben. Während der zwei

Tage des Zeltlebens gab es nur im „Diningroom“, dem Zentralzelt, eine sehr wackelige Tafel mit flackerndem Licht, die stets von Hungernden besetzt war. Die Matratze auf dem Boden meines Schlafzeltes, das ich mit zwei andern teilte —, ich hätte mir nach all meinen anderen Körperleistungen zugetraut, auf dem Bauch liegend acht Seiten zu schreiben — war zwar zum Schlafen leidlich hart, aber doch noch zu weich zum Schreiben.

Ich gehe rückwärts in meinen Erinnerungen. Gestern und heute war ich im Sattel zu Haus. Mein Pferd machte seine Sache gut, d. h. es warf mich nicht ab. Ich ritt alle Gangarten. Nur beim Karriere war es mir nicht ganz klar, ob ich es beabsichtigt hatte. Unglaubliche Wege, steil über Kalkfelsen auf schmalsten Steigen in Schluchtenthäler hinab und sofort ebenso wieder hinauf. Selbst in der Schweiz würden wohl die meisten Touristen solche Wege als ungangbar betrachten. Hier sind es Hauptverkehrsadern, Reitstege, die die wichtigsten Plätze mit einander verbinden. Manchmal wurde es sogar mir bedenklich, bei den Abstiegen im Sattel zu bleiben. Die Landschaft, das nördliche Ostjordanland, das alte Basan, dessen Rüche und Eichen im alten Testament besungen werden, ist das Bild der Fruchtbarkeit. Soweit das Auge reicht auf dem in leichten flachen Linien sich hebenden und senkenden Boden, grüne Felder, schwerer, roter Boden, prächtige Weiden, von schwarzem Vieh und von Kameelen bevölkert. In der Erntezeit kann man auf dem Weg nach Haifa an

einem Tag 10 000 Kameele zählen, teils hin, teils zurück trampelnd, während von hier nach Damaskus täglich 10—12 Züge abgelassen werden, alles nur dem Getreidetransport dienend. Zwischen der Hochebene tief einschneidende Schluchten, die einen trocken, die andern mit klaren, wasserreichen Bächen. Im Osten heben sich blau am Horizont offenbar vulkanische Hügel- und Bergzüge, der eigentliche Hauran. Weit im Norden ragt der lang hingestreckte Kamm des Hermon mit seinem Schneerücken und seinen Schneerinnen. Dahinter ganz duftig gestern links die weißen Linien des Libanon, heute rechts die rötlichen des Antilibanon, ein Traumbild ferner Größe.

Zweimal stießen wir an ausgefucht schönen Stellen mit dem denkbar weitesten Fernblick auf umfangreiche Ruinen römisch-griechischer Städte mit vielen Säulen. Auf den umgestürzten korinthischen Kapitälern trocknet heute der Fellache in kleinen, auf die Akanthuszacken gelegten Ballen seinen Mist. Die Grabhöhlen mit schönen Sarkophagen dienen als Vorratskammern für seinen Häcksel, die Sarkophage im Freien als Sauf-trog für sein Vieh. Die Säulenreste, von Lehm-mauern umgeben, schmücken die Eingänge in seine Höfe und Hütten. In Gadara finden sich noch leidlich wohl erhalten zwei Theater, mit Sitzstufen im Halbkreis, auch eine Art Palästra oder Ringbahn, und Fundamente von Tempeln. Die Fellachen finden alte Münzen aus der römischen Kaiserzeit in großer Zahl, auch hübsche Nippfachen aus grün, rot, violett, gelb schillerndem Glas, Kumpelchen, Schalen,

u. A. Das sind die äußersten Vorposten der römischen Macht, hineingebaut mit römisch=pathetischem Kulturprunk in diese Beduinenzländer. Vielleicht drei Jahrhunderte lang blühte diese aufgepfropfte fremdländische Kultur, dann verschwand sie spurlos. Nur Trümmer zeugen noch von ihr. Von Bet Ras, in dessen umfangreichen Ruinen wir heute zelteten, weiß man nicht einmal mehr sicher den alten Namen. So war das ganze jüdische Land umzingelt von Stationen der Römer, noch ehe sie es, nachdem sie ein Jahrhundert damit gespielt wie ein Löwe mit der Maus, mit Haut und Haar verschlangen. Von ihnen aus flutete das Griechentum rings um dies geistige Eiland des jüdischen Landes, insbesondere Galiläas, und warf seine Blendlichter hinein.

Landschaftlich das Schönste auf der Tour war Gadara, heute Mukës, die alte Centrale für „Peräa“. Der den Platz gewählt hat, kannte das Land und hatte Geschmack. Auf beherrschender Höhe thront die Stadt; im Norden ragt das Hochgebirge, zu Füßen, scheinbar, in Wahrheit vier Stunden entfernt, lacht der galiläische See herauf mit Tiberias und der Ebene Genesareth, links sieht man ins breite Jordanthal und drüber hinaus über das ganze galiläische und samaritanische Bergland hin. Charaktergebend tritt hervor der runde Tabor und der schlanke „kleine Hermon“, ein reizender Ausdruck, denn er ist wirklich das Kind des großen Hermon, ihm aus dem Gesicht geschnitten, nur ein wenig davongelaufen in die lustige Jesreelebene, dort zu spielen im mannshohen Gras der Weizen-

felder mit den weißen Häusern der Menschen. Genau über dem Stierkopf des Tabor stand wie ihn krönend beim Untergang der glühende Sonnenball, die Gegend rings in rosigem Duft hüllend; leicht malte sich die Phantasie hinein in diesen Sonnenglanz über der schwarzen Kuppe das Bild der Verklärung.

In den umfangreichen römischen Ruinen haufen heute arme Teufel. Sie hatten eben einen Ochsen geschlachtet, was in Abwechslung mit einem Kameel ein- oder zweimal im Jahr geschieht. Etwa ein Duzend *patres familias* hockten unter dem Schatten des einzigen Baumes, dem Wahrzeichen für die ganze Gegend, im Kreise; der Schäch verteilter das auf der umgekehrten Haut ausgebreitete Fleisch in gleiche Haufen; einer erwarb sich zuletzt das Fell. Wie Kinder, die Süßigkeiten unter sich verteilen, waren sie in die Sorge, daß jedem das Gleichwerde, so vertieft, daß sie unsere Ankunft mit etwa vierzig Reittieren unter demselben Baum vornehm ignorirten.

Als sie dann ihr Fleisch samt der Haut in ihre Löcher verschleppt hatten, sammelte sich das ganze Dorf um unser Picknick. Sie wollten durch die Sperngucker sehen, Orangen haben, wenigstens einen Schnitz davon, oder dies und das von den Ueberresten unseres kalten Mahls, bettelnd mit schmeichelnden Augen und flehenden Geberden, wie ein Kind, nachdem die Gäste gegangen. Als ich zum Nachtmahl ihnen ihre arabische Weise leidlich vorsang, staunten sie, als ob ich ein Hexenmeister wäre. Als Gegenleistung quetschten sie ein einförmig Hirtenlied auf ihrer kleinen

Doppelflöte mit je fünf in kleinen Terzen sich begleitenden Tönen. Als sie aber gar im Taschenspiegel einer Dame sich betrachten durften, ihr Konterfei angrinsend, wie Kinder, da brachten sie zum Dank ihren Kaffecapparat. Wie merkten die Damen auf, arabischen Kaffee machen zu lernen! Ueber einem rasch entfachten Feuerchen rösteten sie auf einem flachen Pfannlöffel eine Hand voll Kaffee, stießen ihn in einem mit getriebenem Messing beschlagenen, künstlerisch geformten Holzmörser mit einem großen Stöpsel, zum Geklapper eine Melodie näselnd, und fochten ihn dann einmal auf in dem inzwischen zum Kochen gebrachten Wasser einer langschnäbeligen Kaffee-kanne. Alles nippte an der einzigen Tasse, die sie besaßen. Das ist ja alles kaum des Erzählens wert. Aber die Umrahmung gab dem Bild seinen Reiz. Wie wenn Kinder spielen mit Hut und Stock und Tisch der Erwachsenen und in deren Welt ihre Welt hineinbauen, so war es hier. Und das Volk von Kindern mitten in den gewaltigen Ruinen einer Kultur von Männern, die die Welt bezwungen hatten.

Doch nun zurück zum Höhepunkt der ganzen Reise, an den blauen See, das eigentliche Sanktuarium der Christenheit, wie der treffliche Pater Viever mit Recht sagte. Der Ritt von Nazaret nach Tiberias führte uns über den Gipfel des Tabor. Auf seinem  $1\frac{1}{2}$  Kilometer langen Plateau dehnt sich ein unübersehbares Feld von Ruinen aus allen Zeitaltern, von der spät-jüdischen, vorchristlichen Zeit an bis zu den Jahrhunderten nach dem Untergang der Kreuzfahrer. Inmitten derselben haben sich auf der einen



ihnen zugetheilten Hälfte die Franziskaner, auf der anderen die Griechen ein Klösterchen gebaut. Der Franziskanerprior, bei dem wir einkehrten, ein geborener Elsäßer, früher in Algier, dann lange in Schantung als Missionar thätig, ein gebildeter und interessereicher Mann, führte uns auf der ihm unterthänigen Ruinenhälfte herum, wo er stets mit Ausgrabungen beschäftigt ist, die er immer wieder zuschütten muß, weil die türkische Regierung jede Entdeckung mit Beschlagnahme belegt. Er weiß die Geschichte des Berges lebendig zu machen, weiß aber auch genau, daß und wo auf ihm die Verklärung stattfand, nämlich auf „der östlichen Hälfte“, da auf der westlichen ein Dorf gestanden, was freilich zu dem Bild der Evangelien nicht recht passen will. Die Aussicht war dunstig, da wir grade während der heißen Mittagstunden oben waren. Sie ist der Nazaretberge ähnlich, nur noch freier wegen der alle Umgebung überragenden Höhe des Berges und ausgezeichnet durch das blaue Auge, mit dem der Tiberiassee zu seinen Höhen herausschaut, als füllte ihn die Sehnsucht nach den ewigen Höhen der Verklärung.

Das Pferd am Arm ging es dann steil hinunter durch die Bäume, die sein Haupt umdunkeln. Etwa zwei Stunden waren wir unterwegs, als wir zu einem alten Kastell kamen, das hier die Hauptkavaranenstraße Galiläas zu schützen berufen war. Manchmal hatten wir den Kopf auf den Pferdehals legen müssen, um nicht Abjaloms Geschick zu erleben. Dann ging es über das Blachfeld, über dem im

Norden der Karn Hattin mit seinen zwei Zacken Wacht hält. Auf ihm brach Saladin 1187 die Macht der Kreuzfahrer für immer. Dies Schlachtfeld ist nur durch eine mit wogendem Weizen bebaute, wenig ansteigende Hochebene getrennt vom See. Wir ritten sie im scharfen Trabe hinan. Das Herz pochte. Es galt wenigstens noch die letzten Sonnenstrahlen über dem See zu erhaschen. Wieder dehnte sie sich viel länger, als der Augentrug uns vorspiegelte. Endlich brach sie jäh ab und vor uns lag — es war nur ein Schritt, der uns das Bild, von dem man vorher nichts ahnt, schaffte — der große tiefblaue Spiegel, tief zu Füßen weißglitzernd Tiberias, drüben rotglühend die Berge der Gaulanitis, fast uferlos in den See abfallend, wenigstens dem Schein nach, denn, wie mich später P. Bieber belehrte, liegt doch noch eine schmale Ebene dazwischen; im Norden, als erhebe ein Vater schirmend und segnend sein Antlitz über sein liebstes Kind, der weiße Hermon. Es war ein Bild erhabensten Friedens, landschaftlich nach den durchrittenen baumlosen Weiden und Feldern mindestens so wirksam wie der schönste Schweizersee, in Wahrheit etwa vergleichbar dem Zeller oder dem Zuger See, nur daß hier die Ufer rings von Bergen umgeben sind, daß diese aber mit verschwindenden Ausnahmen kleiner Delbäumhaine, keinen Baumwuchs und keine so stolzen Erhebungen in unmittelbarer Nähe haben. Immerhin mag der steil abfallende Kalkberg Tiberias um 300 Meter überragen, das zwischen ihn und das Ufer hineingeklemmt ist, als wollte er die menschliche Nieder-

lassung, die die erhabene Einsamkeit unterbricht, in den See drängen. Die Nacht brach ein, bis wir drunten waren. Und für Tiberias war dies ein Glück; ein schmutziger Judenort, dessen alte Pracht vergraben liegt; von Mauern aus dem letzten Jahrhundert umgeben, die den Winkel noch winkeliger machen. Wo blieb Herodes mit seiner Marmorherrlichkeit? Das Grabmal des Rabbi Akiba und des Raimonides sind die einzigen Denkmäler aus vergangenen Tagen. Eine halbe Stunde südwärts liegen die „Bäder“, über Quellen erbaut, deren wärmste und stärkste  $62^{\circ}$  C hat.

Der Sonnenaufgang von der Terrasse des schwäbischen Gasthauses aus war leider durch Morgenwolken verhüllt. Früh fuhren wir in einer Zischbarke secaufwärts, zuerst bei völliger Windstille und spiegelglatter See unter mühsamem Rudern der vier kräftigen Schiffsleute. Kaum kamen wir in die Nähe der Ebene Genesar, wo Magdala, die Heimat der Maria Magdalena, schüchtern und gebeugt sich an den Fuß des westwärts abbiegenden, von Felsen gekrönten Berges schmiegt, kräufelte sich das Wasser, die Wellen bekamen weiße Kämmchen, das Boot begann zu schaukeln, der Wind blähte das schlanke dreieckige Segel, dessen untere Stange in der Mitte am kleinen Mast, am äußeren Ende am Steuerbord befestigt war, und wir flogen in starken Bewegungen, schief liegend und wellenbespritzt dahin. Es war nicht möglich, in „Bethsaida“ zu landen; wir fuhren nach Tell Hüm, eine Stunde nördlicher. Das Ufer ist

ganz umkränzt von rosa glühenden Oleanderbüschen. Der Strand ist teils steinig, teils besteht er aus ganz kleinem, sandartigem Kiesel mit vielen Kalkmuschelchen. Ich habe von diesem Sand, auf dem er einst gewandelt, eine Hand voll mitgenommen. Bei den Franziskanern in Tell Hüm, der spitzen, kleinen Landzunge, die von unter Gras verborgenen Ruinen bedeckt sich etwa eine Stunde unterhalb des Einflusses des Jordans in den See streckt, war nicht viel zu erfahren. Sie sind erst drei Jahre da, wagen aber selbst in ihrem mauerumfriedeten Eigentum nicht ernstlich nachzugraben.

Auf der Rückfahrt ließ ich mich aussetzen in „Bethsajda“, wie Viele sagen, d. h. in einer Bucht, in der zunächst ins Auge fällt ein reizvolles, villenartiges Steinhäus mit rebenumrankter Bogenveranda und freier Plattform drüber, aus Rosen und Cypressen und Palmenbüschen herausgrüßend. Ein Garten zieht sich längs des Sees hin, mit Feigen, Granaten, Citronen, Orangen, Palmen, Bananen, Eufalyptus und vor allem Reben bepflanzt. Das Ganze ein liebliches Idyll. Es ist ein von dem katholischen deutschen Palästinaverein gegründetes Hospiz. Auf's Herzlichste wurde ich von dem Direktor des blühenden Anwesens, P. Bieber, einem deutschempfindenden Luxemburger, einer Hünnengestalt mit langem, breitem, wallendem, graublondem Bart und ausgebildeter Nase, empfangen, als ich meinen ihm, wie er liebenswürdig sagte, nicht unbekanntem Namen nannte. Ich habe viel in den wenigen Stunden gelernt, da ich mit ihm in der schattigen Veranda im Angesicht des Sees und nachher im Gastzimmer beim

frugalen Mahl saß. Er ist seit sieben Jahren am See; die ganze Anlage ist sein Werk. Vorher war er in Mädebâ an den Ostgrenzen des alten Palästina Missionar bei den Beduinen, hat zwei Jahre unter schwarzen Zelten gewohnt, mit seiner Gemeinde wandernd von Weideplatz zu Weideplatz, und kennt ihre Sitten aus vertrautestem Verkehr. Nach Tisch führte er mich durch die ganze Umgebung.

Ich habe mich leicht durch seine Darlegungen überzeugen lassen, daß in dieser die Stadt Kapernaum und das Fischerdorf Bethsaida = Fischhausen zu suchen seien. \*) Die entscheidenden Gründe sind ohne jede verwickelten Schlußfolgerungen diese: Etwa eine Viertelstunde nördlich von seinem Haus liegt das alte Heptapylon; der Name ist noch heute, zu Et Tabcha oder Tabira verstümmelt, im Volksmund vorhanden. Diese „sieben Quellen“, die meisten heiß, treiben heute noch eine Mühle, hinter der die Ruinen einer bedeutenden Bäderanlage, namentlich eines achteckigen Zentralbaus, von Gebüsch überwachsen liegen. Die Quellen wurden von hier durch eine über einen Meter breite und hohe, in den Fels gehauene Leitung südwärts der Ebene Gennesar zugeführt, sie zu bewässern. Dagegen führt nach Norden, Tell Hâm zu, keine Leitung, obgleich dort weit und breit keine Quelle vorhanden ist. Eine Viertelstunde südlich von dem Hospiz liegt eine natürliche Bucht, jetzt teilweise ver-

\*) Andere gewichtige Stimmen entscheiden sich zu Gunsten von Tell Hâm. Vgl. Furey, Zeitschrift des Deutschen Palästinavereins.

landet; doch treten bei niederem Wasser die Hafenanlagen noch zu Tage. Noch heute flüchten die Boote vom See bei plötzlichen Stürmen, wie durch deren einen eben Tags zuvor eine österreichische Pilgerkarawane ganz ernstlich gefährdet war, in diesen Winkel. Die Fische vom See sammeln sich in die zwischen den heißen Quellen und dem Chan Minjé sich hinziehende Bucht von etwa 2 $\frac{1}{2}$  km noch heute in so dichten Mengen, daß zur Zeit des Fischfangs dieses Uferstück von Zelten bedeckt ist, und die Pacht für diese kleine Strecke genau so viel beträgt, wie für den ganzen übrigen See (4000 Frcs.). Hinter jener Bucht liegt, eine Viertelstunde landeinwärts am nordöstlichen Ende der Gennesarebene, in Trümmern der Chan Minjé aus Saladins Zeit, an dem Ort, an dem sicher nicht erst damals die Karawanenstraße aus Damaskus sich dreiteilte, südlich nach Jerusalem, Gaza und Egypten, westlich nach Akka und östlich nach der Jordanaue und dem Ostjordanland. Hier mußte eine Hauptzollstätte sein, für die in Tell Hüm keinerlei Thätigkeit denkbar ist. Endlich erzählte mir mein lebenswürdiger Wirt, daß der sprachliche Zusammenhang zwischen Kapernaum und Tell Hüm, selbst wenn man den Ersatz von Kaphar = Ort durch Tell = Hügel nicht schwer nimmt, kaum möglich sei. Dagegen nennen die Juden noch heute jenen Ort Tanchuma, was auch als Name eines berühmten Rabbinen vorkommt, so daß die Ruinen dort vielleicht von einer nachchristlichen Zweigniederlassung von Tiberias herrühren.

So konnte ich in diese Landschaft hinein die

evangelischen Geschichten malen. Auf jene leise ansteigende Höhe, die zwischen dem Siebenquell und der Gennesarebene vor springt, die Bergpredigt; an diesen Strand die vielen Fischer-scenen. Das Glück war mir günstig. Bei der Mühle an den sieben Quellen saß eben einer auf dem Boden kauern und flickte die Netze. Auf Bievers Bitte warf er aus der Hand das kreisrunde Netz aus auf den Sand, ein Wurf, der große Geschicklichkeit erfordert. Dort auf der Höhe des Predigtberges auf der künstlich hergestellten vier-eckigen Plattform mag das Zollhaus gestanden haben, die Straßen überschauend, die unten am Strand und in der Gennesarebene sich hinzogen und kreuzten. Am Ufer hat man die Fundamente einer Synagoge aufgegraben. Dort unterbrach im Synagogenvortrag den eben vom nahen Nazaret übergesiedelten, sicher schon lang am See bekannten bisherigen Baumeister der Epileptiker und gab ihm die erste Gelegenheit, seine Macht über die Gemüther zu offenbaren. Da drüben südwärts, nahe an der Bucht lag Simons Haus. Hier am Strande saß der Meister auf dem Bord des ein wenig in den See hinaus verankerten Boots, und am Ufer, das sich nach einem schmalen Streifen von Kielessand etwa zwei bis drei Meter hoch erhebt, lagerten die Massen. Dort hinüber fuhr er mit seinen Zwölfen auf jene unbebauten Höhen, die jetzt in der Abendsonne purpurn strahlten, vor dem Drängen des Volkes auszuruhen in der Stille. Und heute früh hatte ichs mit Augen gesehen, wie sie schweißtriefend an den Rudern saßen

bei Meeresstille, wie sie plauderten, wenn der Wind das Schifflein dahintrieb, während er schlief auf dem Hintertheile, dessen erhöhte Fläche auch auf unserm Boot zur Ruhe einlud, hatte es erlebt, wie das ruhige Wasser plötzlich erregt wird. Da draußen auf der Mitte des Sees, da droben auf den Höhen sah auch er den weißen Hermon, in dessen Thäler er sich mit seinen Jüngern zurückzog, da seine Arbeit in Galiläa sich als vergeblich erwies.

Und diese Ebene Genesjar, die heute unbebaut ruht, damals blühte sie, ein großer Garten; in ihrem hintern Winkel sprudelt noch heute eine starke Quelle, die sie labte. Hier standen die Granaten und Feigen. An den Höhen hin zogen sich Weinberge; die Spuren einstiger Terrassirung sind noch zu erkennen. Und diese Triften herunter trieb der Hirt seine hundert Schafe nach Haus, und dort am Brunnen fiel, wie es noch heute vorkommt, in der Nacht zum Sabbat ein durstiger Ochs oder Esel aus der grasenden Herde in die breite Grube, welche die Quelle ausgewaschen und gefüllt hat. Und dort am Hang hin, wo der Fels zu Tage tritt und der Dornbusch daneben seine vielen Zweige treibt, schritt der Sämann, zu säen seinen Samen. Und dort die Karawanenstraße nach Damaskus hin zog der Kaufmann aus nach der kostbaren Perle. Und von dort drunten im Süden leuchteten die Marmorsäulen der neuen Hauptstadt herüber, da Herodes lauerte, der Fuchs, und sich erzählen ließ von dem Wundermann, der von Nazaret, dem Winkel in den Bergen, herübergekommen war und nur drei Stunden von



ihm entfernt das Volk bewegte, um ihn, den Landesherrn und seinen Hof sich nichts bekümmern.

Auch die Jünger sah ich in manchen der Schiffergesellen; in dem Wettergebräunten mit den lebhaften Bewegungen und dem dunkeln Augenfeuer, der fest zugriff und die andern aufmunterte, den Simon, in dem jugendlichen Antlitz mit den in die Ferne schweifenden Augen voll seelischen Schmelzes den Johannes, in dem andern mit dem unruhigen Blick, der scharfen Nase, den schmalen Lippen den Verräter. So sangen sie wohl auch über den See hin, halb wehmütig, im Wechsel der wenigen Töne; so ermunterten sie sich durch kurze Zurufe beim Ruderschlag. Und wie jener eine gegen Abend, als sie matt waren, dichtete wohl auch einer unter den Zwölfen im Wechselgesang kurze Worte, wozu die andern dann den Kehrvors sangen. Und Jesus lächelte dazu, wie der blaue See.

So zog Bild um Bild vor mir vorüber. Jetzt bekamen sie erst Farbe, die von des Gedankens Blässe angefränkelten Kohlezeichnungen der Phantasie. Jetzt lebten sie vor meinen Augen.

Aber auch von den Sitten jener Zeiten wurde mir so manches deutlicher. In diesem Lande wurzeln ja die Sitten fast unausrottbar. So fragte ich unter anderem P. Bieber, den unermülich Rede stehenden, ob es auch heute noch keine Familiennamen gebe. Dabei erfuhr ich, daß die Leute, noch immer auf Personennamen beschränkt, die Gewohnheit hätten, einander Rosenamen zu geben, und daß diese die Personennamen meist völlig aus dem Gebrauch verdrängten.

Eben vor wenigen Tagen war ein Hausfrevler zu ihm gekommen, der auf die Frage nach seinem Namen sich, natürlich in der arabischen Sprache, „Seekrabbe“ nannte und erst auf erneutes Befragen sich darauf bejann, daß sein eigentlicher Name David oder irgend ein landesüblicher war, aber entschuldigend bemerkte, so werde er nie genannt. Und wirklich, der Mann hob beim Gehen die eine Schulter, sie vorschiebend, wie es die Krabben bei ihrer Vormwärtsbewegung thun. Nicht anders hielt es Jesus in seinem Jüngerkreis. Den Simon nannte er Fels, den Levi Gottesgabe, einen andern Zwilling, einen vierten Eiferer, einen fünften Herzkind oder Kind des Muts, einen sechsten Held und die beiden Zebedaïden Donnerkinder.

Auch über die Hauseinrichtung, wie sie namentlich im Ostjordanland noch üblich ist, erhielt ich näheren Aufschluß, durch den sich die Ergebnisse meines Eindringens in etliche Nazarethhäuser bestätigten. Das Haus besteht aus einem Raum. Die eine Hälfte mit um etwa zwei Stufen erhöhtem Boden dient für die Familie, die andere für das Vieh. Die Feuerstätte ist auf dem Boden. Zur Nacht werden Matten und Teppiche, die den Tag über zusammengefaltet auf einem Haufen in der Ecke liegen, ausgebreitet. Das Dach wird von aststarken Hölzern gebildet, die in etwa einem Meter Entfernung parallel liegen; querüber lagert Reisig, mit Lehm überdeckt. Bei größeren Räumen wird in Entfernungen von zwei bis drei Metern ein Steinbogen gespannt, sodas die Hauptbölzer je von Bogen zu Bogen reichen. Die

Größe eines Hauses und damit den Reichtum seines Besitzers bezeichnet man mit der Zahl der Bogen, die das Haus aufweist. So hat wohl auch Jesu Heim ausgesehen, nur daß es wenige Bogen gehabt haben dürfte. Durch ein solches Dach ließen sie den Nichtbrüchigen ohne Schwierigkeit herab.

Auch was jenes so oft zitierte Wort: wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie, bedeutet, ist mir erst klar geworden, als ich erfuhr, daß heute noch unter den Beduinen jede derartige Vergehung unnachsichtlich den Tod und zwar durch die Hand der nächsten Angehörigen, ohne jede Rüstiz von Behörden, nach sich zieht, während die Blutrache, die den Verführer und seine sämtlichen Blutsverwandten zwei Glieder aufwärts und abwärts trifft, bei besonders schweren Fällen zur Ausrottung einer ganzen Familie, ja allmählich eines ganzen Stammes führen kann. In seiner Gemeinde drüben hatte sich einmal ein Mädchen vergangen. Als es ruckbar ward, sagte der Vater dem Bruder der Gefallenen: ich kann es nicht; thu Du es. Und in der nächsten Nacht wurde sie erstochen von des Bruders Hand. Das erinnert an manche alttestamentliche Geschichten. —

Nun kommt der Zug, der uns in vier Stunden nach Damaskus führen soll. Unser Muzerib, die vorläufige Endstation der Bahn, die von hier zum See und dann weiter nach Haifa geplant ist, liegt genau südlich von der alten Syrerhauptstadt, die so viel mit Jerusalem im Krieg lag. Nun überschreite ich — im Bahnzuge! — die Grenze des heiligen Landes.

---

VIII.

Palästina. Damaskus. Baalbek.

Beirut, an Bord des Achilles, 21. April.

Nun habe ich das Land verlassen. Wir mußten sofort nach Zugankunft an Bord, uns Plätze zu sichern. Wieder entzückt mich die Lage Beiruts. Das Treiben im Hafen zeigt, daß hier der Mittelpunkt des Handels ist für die ganze syrische Küste.

Wir fahren nun sechs Tage und sechs Nächte, bis wir in Konstantinopel anlangen. Ich werde mir die Zeit kürzen, indem ich die gesammelten Einzelbilder zum Gesamtbild ordne. Dann will ich das Jüngsterlebte noch erzählen.

Wundersam! Wie rasch ich mich doch in dieser fremden Welt einlebte. Ich ging durch Jerusalems winkelige, höckerichte Gassen, als hätte ich schon als Kind in ihnen gespielt. Ich sah so wenig mehr nach den verschiedenfarbigen Gesichtern und Trachten, als ob die Welt um mich allzeit so bunt gewesen wäre. Das ist nicht Abstumpfung des Eindrucks. Vielmehr bewirkt dies der trotz aller Buntheit einheitliche Charakter des Lebens, das, was wir zu Haus mit „orientalisch“ meinen; mehr noch das Aufdringliche

des Bildes, wodurch es nach kurzem Staunen völlig gefangen nimmt; und endlich nicht zuletzt der Umstand, daß die Phantasie sich von Kindheit an in dieser Welt heimisch gemacht hat. Es ist die Heimatwelt der Christenheit.

Und doch — es ist uns keine Heimat mehr. Jetzt spüre ichs, da übers Meer her die ersten heimatlichen Lüfte sich regen, wie Morgenwind vor Sonnenaufgang. Wie anders erfrischen sie die Seele. Wie freu' ich mich auf deutschen Wald, auf der Kinder „Schloß“; wie wird sichs dort so behaglich plaudern und spielen und schwärmen lassen. Hier ist's so wüßt; alles Vergangenheit. Zerfallene Kinderheimat, die man mit Schauern der Pietät besucht; aber doch treibt es wieder fort von ihr dahin, wo Leben blüht.

Noch einen zusammenfassenden Blick zurück!

Da war das Erste, was sich mir aufdrängte, die wunderbare Lage dieses Landes. Man steht auf der Brücke zwischen den drei alten Weltteilen. Von dem einen her flutet der Nil; von dem andern rauscht der Euphrat. Der Austausch der Kultur der beiden Ströme ging über dieses Land. Und drunten am Meer wohnten die alten Zauberer der Kultur, die Phönizier. Sie teilten den in der Enge lebenden Nachbarn etwas mit von ihrem meeresweiten Horizont.

Eingezwängt liegt's zwischen Wüste und Meer. Wie ist es alles so nah beisammen. Mir gings, wie es uns geht, wenn man nach der ersten längeren Trennung wieder in die Heimat kommt: wie waren

die Zimmer in der Erinnerung so groß und hoch, wie weit das Thal, wie steil und hoch die Berge, und nun ist alles so klein und eng bei einander! Vom Meer zum See Genezaret kaum zehn Stunden, von Nazaret kaum fünf; und bei Jerusalem vom Meer zum Jordan zwölf, von Jerusalem nach Bethlehern nicht zwei, nach Hebron, der Patriarchenstadt, nur sieben Stunden.

Aber welche Mannigfaltigkeit ist zusammengedrängt auf dieses Fleckchen Erde. Der Libanon ragt bis in die Schneeregion, die Jordanaue sinkt 400 Meter unter den Spiegel des Meeres. Dort echte Gebirgs-, hier Tropenvegetation gleich Nubien. Im Osten die heiße Jordanniederung, dahinter das weite waldige, fruchtbare Hochflachland; im Westen die blühende Saronebene, vom Meerwind gefächelt. Dazwischen Berg- und Hügelland; in Galiläa und Samaria lieblich und reich, in Judäa rauhes, karges, wasserloses Felsgebirge. Wie mannigfaltig mußte dies auf das Volksgemüt einwirken. Als Ganzes bestimmt zu einem Land, da Milch und Honig fließt, fordert es doch Arbeit im Schweiß des Angesichtes, aber nicht so gespannt, daß der ganze Mensch mit seiner Kraft darin hätte aufgehen müssen. Was der Leib bedarf, wächst ihm überall mühelos zu, zumal in Galiläa. Auch die Rebe beut ihm ihr herzerfreuend Blut. Aber mit ein paar Fischlein und Gerstenbrot ist der Mensch dort vollauf befriedigt. Die Bedürfnislosigkeit ist für uns Kulturmenschen kaum begreiflich. Einmal am Tag, des Abends, eine warme Suppe aus Mehl oder Reis,

sonst Brot und Wasser, Fruchtkerne, zuweilen eine frische Frucht, das ist ihr tägliches Brot. Des Jahres ein- oder zweimal ein Hammel; bei wie vielen Israeliten mag das Passahlamm die einzige Fleischkost im Jahre gewesen sein. Auch die Heuschrecken des Täufers sind noch heute ein beliebtes Gericht im Ostjordanland. Hier das Rezept: Mit ausgerissenen Flügeln und Beinen werden die Tiere an Schnüren aufgezogen und getrocknet und dann zu einem Mehl zerstampft; daraus wird Bouillon bereitet. Auch der wilde Honig findet sich massenhaft in Felspalten und hohlen Bäumen. Das Kleid aus Kamelshaaren, beiläufig bemerkt, ist auch keine Absonderlichkeit des Täufers, sondern die Kleidung der Landbewohner im Gegensatz zu der Binnenkleidung der Städter.

Das Klima ist äußerst günstig. Das halbe Jahr, von Mai bis Oktober, ist der Himmel wolkenlos. Dennoch fällt reichlicher Tau, und regelmäßige Winde tauschen zwischen dem Meer im Westen und der Wüste oder dem Siedkessel des Jordanthals im Osten die Luft aus. Statt des Winters nur eine Regenzeit, von Dezember bis Februar, manchmal tüchtig kühl und dadurch abhärtend, während im November, März und April wechselnde Witterung ist, etwa wie in unserm Klima das ganze Jahr. Das ganze Jahr über kann man wandern, auch in den drei Regenmonaten, wenn sie auch nicht dazu ausgesucht werden.

Und dieses Land war stets vom Strom der Geschichte umrauscht, oft überflutet. Schon unter den Thontafeln von Tell-el-Amarna, Briefen von



Vasallen des ägyptischen Großkönigs aus dem 15. Jahrhundert vor Christus, also, nach der üblichen Rechnung, etwa der Zeit des Moses, fand man auch ein Schreiben des „Königs von Urusalim“. Noch weiter zurück weisen die Erzväterfagen, die vor allem an Hebron, im Süden von Jerusalem, haften. Dann kommt die heldensagenummwobene Zeit der allmählichen Eroberung des Landes und des Zusammenwachsens des Volkes. Darnach die Glanzzeit Davids und Salomos. Auf diesen Bergen erklangen jene Psalmen, an unvergänglicher Jugendfrische und Wahrheit mit keinem Litteraturprodukt der Menschheit vergleichbar. Unter diesem Himmel offenbarte sich dem Propheten Jesaias, dem Könige unter der großen Zahl seiner Genossen, immer deutlicher, tiefer, umfassender der Eine, lebendige, ewige Gott. Der Gott der Menschheit, er war zuerst der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der Gott Israels.

In diesen Blachfeldern wurden aber auch die Entscheidungsschlachten geschlagen im Ringen der vorderasiatischen Reiche. Zu jenem Tempel zog ein Alexander, ein Pompejus; ob ihnen wohl im Siegesglanz eine Ahnung davon aufgegangen war, daß der in jenem interessanten Heiligtum thronende, unsichtbare König dieses Landes alle ihre Herrlichkeit überdauern werde? Hier kämpften die Makkabäer einen der großartigsten Heldenkämpfe der Geschichte um die nationale und religiöse Existenz ihres Volkes. Hier trieben die klassischen Typen im Gebiete der Religion und Sittlichkeit. ihr Wesen, die Pharisäer

mit ihrer pomphaften Selbstgerechtigkeit, die Schriftgelehrten, die Pedanten des Buchstabens, die Sadduzäer mit ihrem Kultus des Modernen und ihrem Diplomatistiren als der Weisheit letztem Schluß. Hier kämpfte der mit ihnen, der, selbst von ihnen ins Herz getroffen, all diesem falschen Schein den Todesstoß versetzte. Hier ist die Wiege der Christenheit, hier keimte die Urzelle dieses neuen Lebens. Hier errang im heißen Geisteskampf ein Paulus dessen Befreiung aus der Umklammerung durch das in Satzungen erstarrte alte Leben. Hier stießen in gigantischem Ringen die Antike im römischen Panzer und, ob auch in einengender Hülle, jener Geist aufeinander, aus dem das Christentum erstand und der, während hier in einem weltgeschichtlichen Augenblick von unvergleichlicher Tragik die Hülle von der Römerfaust zu Staub zermalmt wurde, im Kampfe dreier Jahrhunderte die Antike überwand. Mindestens seit Konstantin ist dann „die heilige Stadt“ und „das gelobte Land“ das Ziel der Pilgerfahrten und der Sehnsuchtsträume der christlichen Völker, bis die Bewegung anschwillt zu den Kreuzzügen, die uns die ganze Christenheit wie hypnotisirt zeigen vom „heiligen Land“. Und unterliegend brachte sie aus diesem Wunderland eine Hülle neuer Lebenskeime heim.

Für den Islam ist das Jerusalem der Juden und der Christen nächst Mekka der heiligste Ort. El Kuds, das Heiligtum, nennen es die Araber; und die Verheißung geht, daß einst am Ende der Geschichte

die Saaba selber kommen werde zur Sachra, zum heiligen Fels auf Zion.

Aber wie wandelt sich in diesem Licht der Geschichte für den Beschauer der Gegenwart zugleich dieses ganze Land um in einen großen Kirchhof. Wie kaum ein anderer verschlang dieser Boden immer wieder die Menschen, die ihn bewohnten. Verschwunden sind die vorisraelitischen Völkerschaften, die Gergesiter, Pheresiter, Ammoniter u. s. w., verschwunden die Philister und die Phönizier, verschwunden auch die Juden selbst. Denn was heute an Juden im Lande wohnt, ist alles in übersehbarer Zeit eingewandert, teils aus Spanien, teils aus Rußland, Ungarn und Polen; und Judentypen, wie wir sie zu Hause kennen, begegnet man überhaupt nicht. Aber auch die alten Christen, wo blieben die? Wenn überhaupt direkte Nachkommen über die mohammedanische Zeit durchgewintert sein sollten, so sind es nur noch dürftige Reste, hin und her im Land zerstreut. Bedenklich macht, daß die orientalischen Christen Palästinas, vielleicht 10 000 an der Zahl gegen 4000 eingewanderte Lateiner und 1400 Protestanten, größtenteils griechisch sprechen. Wo blieben die Scharen der Abendländer, welche die Kreuzzüge ins Land riefen, von denen es 88 Jahre lang regiert ward? Heute bewohnen Araber das Land, nachweislich eingewanderte Stämme. Denn Türken giebt es nur wenige; fast nur die Beamten und Offiziere sind türkischer Race.

Und wo blieb die ganze alte Kultur? Spuren von einstigen Terrassirungen tragen viele Berge. In der

Nerichoae ragen Ruinenhügel über die Fläche, hin und her auch Mauern und Bogen von Aquädukten; aber verschwunden ist jede Spur der einstigen Paradiesherrlichkeit. An Baumwuchs mag es immer gemangelt haben. Heute sind Bäume eine ganz vereinzelte Erscheinung. Das ganze Land nährt armfelig 650 000 Menschen, das ist nicht der dritte Teil der Bewohner von Brandenburg ohne Berlin. 26 Seelen kommen auf den Quadratkilometer gegen 96 in Deutschland.

Nur in Einem erinnert das Bild an die Glanzzeit des Herodes. Ausfällige liegen hilflos an den Straßen; Blinde tasten sich durch die Winkel; man wird wohl ohne Uebertreibung sagen dürfen, daß jeder dritte Mensch mindestens auf einem Auge blind ist; auch an „Besessenen“ fehlt es nicht. Quer über den Weg im Sonnenbrand sah ich fast nackt im Staube, blutigen Schaum auf dem Mund und die Kleider zerfetzt, brüllend wie ein Tier und die Brust und den Boden mit den krampfenden Fäusten schlagend, einen kräftigen Araber liegen. Mit gleichgültigem Staunen, ohne die Hand zu rühren, betrachteten die Vorübergehenden das Schauspiel. Der Arzt eines nahen Krankenhauses, zu dem ich eilte, kannte den Mann genau. Er komme jährlich über die Festzeit vom Libanon nach Jerusalem, und entziehe sich der Unterbringung in ein Krankenhaus, weil jeder Anfall auf der Straße ihm Almosen einbringt, von denen die Familie daheim lebt. Kurz darauf sah ich die Stufenstraßen der Stadt eine Verrückte mit vorgehobener

Schulter blödd = fröhlichen Angesichts heruntertänzeln, und nicht weit davon kauerte mitten im Weg ein Knabe, der sein verdorrtes Bein in der Luft herum-schlenkerte, wie Kinder ein an einer Schnur befestigtes Gewicht.

Und das Herz dieses Landes, Jerusalem, im Grunde ist es heute nur noch eine große Ruine, auf deren Trümmern die Legende wuchert. Das alte, unser Jerusalem existirt nicht mehr. Trotz dem „Davidsburg“ genannten Turm keine Spur von Davids Feste, so wenig, daß noch immer der Streit nicht ruht, auf welchem Teil des Berges die alte, wenig umfangreiche Davidsstadt gestanden. Kein Säulenrest von Salomos Palast und Tempelbau, aber auch von der an Prunkbauten reichen Stadt des Herodes, der Stadt Jesu, ist außer Teilen der Mauer und den Unterbauten des Tempelplatzes wohl nichts übrig. Die Kette der Ueberlieferung ist mehrmals völlig abgerissen. Wir wissen nicht sicher, um von den in Israels vorchristlicher Geschichte bedeut-samen Burgen Millo und Akra nicht zu reden, wo Pilatus, wo der Hohepriester residierte, wo die in der alten Geschichte vorkommenden Stadthore zu suchen sind. Selbst der Lauf der Mauern der verschiedenen Bauzeiten ist noch keineswegs im ganzen Umfang fest-gestellt. Außer dem Teich Siloa können wir keinen der vielen Teiche mit Sicherheit mit einem der im Neuen Testament genannten identifiziren.

Von dem Wuchern der Legenden in dem großen Vakuum haben meine Briefe schon viele Beispiele ge-

bracht. Besonders häufig zeigt man Steine mit Eindrücken der Hände, der Füße, des Kopfes von Christus, Muhammed, Gabriel oder anderen Engeln. Man zeigt den Baum, an dem Judas sich erhängt hat, aber auch den Baum, an den der Widder, der an Isaaks Stelle geopfert werden sollte, angebunden war. Auch die Figuren aus Gleichnissen, der reiche Mann und der arme Lazarus, haben ihre Häuser, so gut wie die heilige Veronika. Man zeigt in den sagenhaften Salomosställen die Wiege Christi und weiß, daß in der Marienquelle Maria die Windeln des Herrn gewaschen hat. Unbegreiflicher Weise lassen sich die meisten Fremden von sündigen und erfindrischen Führern vor allem diesen Schwindel zeigen und ahnen darob nichts von dem gewaltig Großen, für das nicht ein einzelner Stein oder Winkel, aber diese ganze Stätte ein ergreifend Denkmal ist.

Aber die Legendenindustrie ist nun einmal die einträglichste für Jerusalem und die natürliche Folge der türkischen Mißwirtschaft. Wie ein Alp lastet diese auf dem Lande. Mir wurde versichert, daß auch die arabischen Muhammedaner kein Herz für das Türkenregiment haben und gern mit jeder andern Regierung tauschen würden. Es wird ebenso sein, wie in Egypten. Warum sollen sie auch das Land bebauen, da ihnen jeder Ertrag als Steuer abgenommen wird. Trotz strengsten Verbots hauen sie ihre Delbäume um, weil sie für jeden mehr an Steuern zahlen müssen, als er ihnen einbringt. Ja, selbst für einen neu gepflanzten Delbaum, der

noch Jahre lang nur Pflege verlangt und nichts einbringt, erhebt diese Regierung Steuer. Kein Wunder, daß niemand auch nur einen Baum pflanzt. Mit dem Fehlen aller Verkehrsmittel fehlen alle Absatzgebiete. Die Unzuverlässigkeit und Willkürlichkeit der Beamten raubt jede Sicherheit des Besitzes, des Erwerbs. So hat sich das Volk gewöhnt, nur von der Hand in den Mund zu leben. Hat doch auch das Geld keinen festen Wert. Vor etlichen Jahren hat die türkische Regierung die kleinen Blechmünzen in großer Menge zu hohem Kurs unter das Volk gebracht. Bei völligem Mangel an Kleingeld wurden sie bei hohem Kurs begierig errafft. Als sie alle in der Leute Händen waren, setzte ein Trade ihren Wert auf die Hälfte herab. Jeder Entscheid der Regierung ist nur in langer Zeit und mit hohen Summen zu erringen. Ein reicher Mann, der die heißen Quellen bei Tiberias durch große Badeanlagen ausnutzen wollte, hat seit achtzehn Jahren in Konstantinopel, wohin er, dies zu betreiben, gezogen war, sich bei den entscheidenden Behörden in landesüblicher Weise bemüht; sein Vermögen ist draufgegangen, den Ferman hat er nicht erzielt.

In den Bergen am Toten Meer, dem schon wegen der chemischen Bestandteile des Wassers bei anderen Regierungsverhältnissen eine große Zukunft sicher wäre, soll es Kohlen geben; die türkische Regierung gestattet keine Bohrungen. Kann der Beduine oder Bauer die früheren Steuerquittungen dem Steuer-einnehmer nicht vorweisen, so werden die betreffenden

Jahressteuern bis aufs fünfte Jahr zurück als nicht bezahlt betrachtet und aufs neue eingetrieben. Das Volk ist nicht faul, vielleicht fleißiger als die Süd- und Mittelitaliener, wenigstens in der Heimat, sind, wenn es auch natürlich die Nachmittage und Abende nichts-  
thuend verbringt, wie alle südlichen Völker. Aber es liegt ein Fluch auf dem Lande, und dieser Fluch ist verkörpert in der Türkenwirtschaft.

Nächst den Arabern sind wohl die Juden am zahlreichsten im Lande. Von den mutmaßlich 60 000 Einwohnern Jerusalems bilden sie zwei Drittel. Dasselbe gilt von Tiberias mit seinen 5000 Seelen. In Safed in Galiläa wohnen vielleicht deren 14 000. Dazu kommen die zerstreuten jüdischen Kolonien im Lande, die trotz aller türkischen Einfuhrverbote stetig wachsen. Dennoch sind die Juden in viel höherem Maße als alle anderen Eingewanderten nur geduldet. Und wenn auch viele unter ihnen fleißige und geschickte Handwerker sind — am Handel scheinen sie nur schwach beteiligt, die meisten sollen von Unterstützungen aus dem Auslande leben —, niemand wird diesen schwankenden, schleichenden Gestalten zutrauen, daß sie das Land verwalten und in Ordnung halten, geschweige es wieder unter Kultur setzen könnten. Urteilsfähige Männer, die schon lange in Jerusalem wohnen, haben mir auch den aus ihrem ganzen Gebahren empfangenen Eindruck als zutreffend bestätigt, wonach ein solches Maß von Fanatismus in ihnen schlummert, daß ihre Herrschaft für alle Andern und nicht zuletzt für die Christen, die doch



auch ein Anrecht an das Land Christi haben, derjenigen der Türken nicht vorzuziehen wäre.

Ueber die Zahl der orientalischen „orthodoxen“ Christen in Palästina konnte ich nichts Sicheres erfahren. In Jerusalem sind deren nur 6000. Dazu kommt Bethlehem, das fast rein christlich ist, Nazaret, vielleicht zur Hälfte christlich, und andere kleinere Plätze. Aber mindestens die ideelle Macht liegt zur Zeit bei der „griechischen Kirche“. So nennt man sie, wohl weil die höheren Geistlichen fast ohne Ausnahme Griechen aus Kleinasien, den Inseln oder Griechenland sind und die Messe griechisch lesen. Diese griechische Kirche ist die Kirche des Landes, das Ergebnis seiner Geschichte, allein mit ihm verwachsen. Sie besitzt in den drei Kirchen Jerusalems, Bethlehems und Nazarets die höchsten Heiligtümer; die anderen Denominationen haben nur ein beschränktes, streng begrenztes Mitbenutzungsrecht. Sie verfügt über ansehnliche Mittel. Mein Urteil über ihr Können habe ich früher einmal zum Ausdruck gebracht.

Gewaltige Anstrengungen machen die Russen. Sie verfügen über großen Landbesitz mit einer kleinen Stadt von Gebäuden — der Hauptkomplex heißt überall „der Russenbau“ —, darunter zwei große Kirchen, und über, wie es scheint, fast unbegrenzte Mittel. Doch spielen sie im Vergleich zu den Griechen die Rolle der Fremden, wie sie sich denn auch nicht dem griechischen Patriarchat unterstellen, sondern unter einem russischen Archimandriten vereinigt sind. Den-

noch nehmen sie in der kirchlichen Diplomatie mit Erfolg das entscheidende Wort für sich in Anspruch, wovon verschiedene Vorgänge bei den griechischen Patriarchenwahlen Zeugnis ablegen. Die Griechen scheinen nicht ohne Beklommenheit und argwöhnische Spannung der russischen Schwesterkirche gegenüberzustehen. Ein ideelles Band zwischen der russischen Volksseele — hier kann man wirklich von einer solchen reden — und dem heiligen Land, von der russischen hohen Geistlichkeit, wohl auch von der russischen Regierung, systematisch gepflegt, wird von Jahr zu Jahr fester geknüpft durch die Pilgerreisen, die alljährlich mindestens 30 000 russische Pilger aus allen Ständen und Schichten ins Land führen. Großartige Pilgerhäuser, fast Kasernen zu nennen, stehen zu deren Aufnahme und Pflege bereit. Doch bleibt von diesen frommen Besuchern der Anbetungsstätten niemand im Lande.

Anderere orthodoxe Nationalkirchen sind nur schwach vertreten; doch fehlt keine ganz. Am meisten Bedeutung unter ihnen hat die armenische.

Als Konkurrenten, ja als Gegner fühlen sich gegenseitig die Griechen und „die Lateiner“, wie man den abendländischen, römischen Katholizismus seit der Kreuzfahrerzeit nennt. Es ist unverkennbar, daß die Griechen dem Protestantismus sympathisch gegenüberstehen, den Lateinern unfreundlich. Freilich sind auch die Gemeinschaftspunkte der Griechen mit uns Protestanten mindestens so zahlreich, als die mit dem römischen Katholizismus. Und da sie mehr im Ge-

biere der individuellen Frömmigkeit liegen, machen sie sich im Gefühle stärker geltend. Ueberdies lassen es die Lateiner auch den Griechen gegenüber nicht an der zu ihrem Wesen gehörenden Intoleranz und Anmaßung des Unfehlbaren und Alleinberechtigten fehlen. Auf der anderen Seite sind sie im heiligen Lande, abgesehen von den durchschnittlich, wenn auch mit hervorragenden Ausnahmen, ungebildeten Franziskanern, in sehr tüchtiger Weise vertreten und arbeiten mit ganz gewaltigen Mitteln in unerfrochener Propaganda. Endlich gehen ihre Anfänge doch immerhin bis auf die Kreuzzüge zurück, so daß sie, trotzdem sie nur als Missionskirche existieren, ein ob auch nicht angeborenes, so doch erworbenes Bürgerrecht beanspruchen. Ob ihrer unermüdlichen, überall begegnenden Arbeit ein dauernder Erfolg beschieden sei, wird von Unbeteiligten und wohl mit Recht bezweifelt. Mit wenigen Ausnahmen sind ihre Geistlichen und Brüder Romanen. Bei den Franziskanern scheint italienisch, bei den Dominikanern und Jesuiten französisch die Ordenssprache zu sein.

Während der englische Protestantismus es nicht über die Bedeutung einer Missionsstation mit Schulen hinausgebracht und sich in der Sackgasse der Judenmission festgefahren hat, ist der deutsche Protestantismus verhältnismäßig stark vertreten. Zumal wenn man auch die protestantischen Eingeborenen-Gemeinden, die unter seinem Einfluß stehen, wie z. B. in Bethschala bei Bethlehem, wo in arabischer Sprache evangelischer Gottesdienst gehalten wird, hinzurechnen

darf und, worüber trotz ihrer sektirerischen Stellung gegenüber den deutschen Kirchen kein Zweifel sein kann, die blühenden Tempelgemeinden. Von großer ideeller Bedeutung sind das schöne, von den Kranken mit Vorliebe besuchte Deutsche Hospital der Kaiserswerther Diakonissen, das Kinderhospital Marienstift, gegründet von Doktor Sandreczky, und das Ausläsigenhaus der Brüdergemeinde. Von unmittelbarer praktischer Wirkung aber sind die beiden großartigen Erziehungshäuser, die bei der eingeborenen Bevölkerung volles Vertrauen genießen: Schneller's „Syrisches Waisenhaus“ für Knaben und das Kaiserswerther „Mädchen-Waisenhaus Talitha kumi“, beide von zwischen 100 und 200 Kindern besetzt und ausgezeichnet geleitet. Aus den in diesen Anstalten erzogenen Waisenkindern wächst leise und unbemerkt eine protestantische Gemeinde von Eingeborenen heran. Die Templer, jene schwäbische Sekte aus den sechziger Jahren, die im Lande der Verheißung die christliche Idealgemeinde nach ihrer Auffassung herzustellen wollte, zählen in vier Kolonien, Jerusalem, Sarona, Jafa und Haifa, gegen 1200 Seelen. Fast alle wirkliche Kultur des Landes ist ihrer zähen Unermüdllichkeit zu verdanken. Deutsche, dem preussischen Evangelischen Oberkirchenrat unterstellte Kirchengemeinden finden sich in Jerusalem, Bethlehem, Jafa und Haifa. Die in diesem Herbst einzuweihende Kirche wird einen neuen Festigungspunkt für den gesamten unter deutschem Einfluß stehenden Protestantismus Palästinas bilden.

Auf dem Boden des heiligen Landes liegen heute noch die eigentlichen Lebensäußerungen im Gebiet der Religion, oder mindestens kleiden sie sich in ihr Gewand. Dahinter treten aber die Nationen immer deutlicher hervor. Das orientalische Christentum bedeutet, was sein Name sagt: Griechentum. Doch beschränkt sich die bewußte oder unbewußte national-griechische Propaganda zur Zeit auf das Gebiet der Kirche und der damit verbundenen Schulen. An dem weltlichen Kulturbetrieb haben die Griechen keinen nennenswerten Anteil.

In diesen teilen sich, und zwar so, daß andere Nationen, auch England, daneben kaum in Betracht kommen, Frankreich und Deutschland. Das Verhältnis beider ist in eine ganz einfache Formel zu fassen. Der Katholizismus ist Frankreich, der Protestantismus ist Deutschland.

Man darf gespannt sein, ob sich an dieser Gleichung dadurch etwas ändert, daß das Deutsche Reich von jetzt ab die Interessen des „deutschen Katholizismus“, einer echt protestantischen Begriffsbildung, selbst zu vertreten entschlossen ist. Das in der Sprache liegende Volksurteil wird wohl recht behalten, daß die Katholiken Lateiner sind. Aber abgesehen von dem religiösen Gebiet ist Frankreich, zur Zeit noch, auch in den weltlichen Dingen die vorherrschende Macht in Palästina, was natürlich dem Katholizismus zu gut kommt. Seine Sprache ist die verbreitetste; sein Geld, nicht etwa alle Geldstücke mit Frankenwährung, sondern nur das französische, bildet neben dem türkischen die allgemein anerkannte Verkehrsmünze. Nach „Francs“ wird im Kauf-

geschäft überall gerechnet. Die Bahnlinien sind in französischen Händen. Der Crédit lyonnais ist das angesehenste Bankinstitut. Welche Rolle der französische Import spielt, weiß ich nicht.

Der Formel: der Katholizismus ist Frankreich, entspricht die andere: der Protestantismus ist Deutschland. Aber dieses Deutschtum, dessen Vertreter fast ausschließlich Schwaben sind, bedeutet noch mehr für das Land. Der Anbau des Landes ist zum größten Teil das Werk deutschen Fleißes. Ein großer Teil des Handels, insbesondere die blühendsten Geschäfte in Jerusalem, sind in deutschen Händen. Die Deutsche Bank gewinnt stetig an Umsatz und Vertrauen. Auch im Speditionsgeschäft und im Fremddienst stehen Deutsche obenan. Die deutsche Schule wird gern besucht. Die besten Gasthäuser in Jafa, die einzigen in Haifa, Nazaret und auf dem Karmel, in Verbindung damit das ganze Fremden-Fuhrwesen in Galiläa sind deutsche Unternehmungen. In Tiberias ist, neben dem englischen, soeben ein sehr behagliches deutsches Gasthaus mit schönem Blick auf den See von Schwaben eröffnet. Von den fünf Gasthäusern Jerusalems sind vier im Besitz von Deutschen. Der beste Palästina-wein, wohl auch der meiste, ist deutsches Gewächs.

Welche der beiden Nationalitäten das Übergewicht hat, ist schwer zu entscheiden. Doch will mir scheinen, daß das Französische mehr Nachwirkung früherer Zeiten, und nur noch *façon de vivre*, Einschlag ist, dagegen dem Deutschen für das Gedeihen des Landes tiefere Bedeutung zukommt und die Zu-

kunft gehört, zumal auf deutscher Seite reale Produktion und Arbeit geleistet wird, während das Französische nur die Formen des Verkehrs bestimmt und als Wirklichkeit doch nur in Form von Kirchen und Ordensniederlassungen existiert.

Die länger im heiligen Lande wohnen, versichern, daß in den letzten zwei Jahrzehnten ein bedeutsamer Aufschwung auf allen Kulturgebieten stattgefunden habe. Sollte dem Lande der Vergangenheit noch einmal eine Zukunft blühen? Wer wird sie dann bestimmend beeinflussen? Mir wandelte sich das Vertrauen, mit dem man auf die Deutschen blickt, immer wieder in die Klänge des Sehnsuchtsliedes des schwäbischen Dichters:

Adler Friederichs des Großen,  
Gleich der Sonne decke du  
Die Verlassnen, Heimatlosen  
Mit der goldnen Schwinge zu.

Nun zum letzten Reisebild aus Syrien, zu Damaskus und Baalbek. Mit welcher Erwartung zog ich in Damaskus ein, der alten Rivalin der israelitischen Reiche, dem Brennpunkt des gesamten Karawanenverkehrs zwischen dem Osten und dem Westen, der Stadt, die in den Anfängen des Christentums eine für das Leben des Paulus so bedeutende Rolle spielte, die dann im muhammedanischen Zeitalter ihre Glanzzeit erlebte, die von den Kreuzfahrern allein unter allen niemals erobert ward, der Heimat der Damaszener Klänge. Aber meine Erwartungen wurden nicht erfüllt.

Damaskus ist einförmig, eine rein syrische Stadt, nicht eine orientalische in dem Sinn der Mischung aller Nationen. Nach der amtlichen Angabe zählt sie unter 120 000 Seelen nur 15 000 Nichtmoslim, die seitab in besonderen Quartieren wohnen. Das Volk, indolent und doch voll verhaltenen, bornirten Fanatismus' in den leeren Zügen, vermag keinerlei Interesse abzugewinnen. Es sitzt den größten Teil des Tages mit dem Margileh auf der Straße. Der Stadt fehlen interessante Baulichkeiten im Vergleich mit dem, was Kairo und Jerusalem und die römischen Ruinenstädte boten. Der einzige bedeutende Bau, die großartig angelegte Moschee, deren Mittelpunkt eine dem Täufer geweihte Basilika aus Arkadius' Zeiten war (400 n. Chr.), ist vor einigen Jahren völlig niedergebrannt und mit dem Wiederaufbau ist man noch in den ersten Stadien. Die bedeutendsten dabei beschäftigten Baumeister und Künstler sind griechische Christen. Die Bazare sind nicht zu vergleichen mit denen Kairo's.

Das Interessanteste an der Stadt ist die Thatsache, daß sie da steht, wo sie steht: an der Grenze der Wüste, am Ostabhang des öden, vegetationslosen Antilibanon, da, wo seine Kette durch einen tieferen Einschnitt von ihrer Fortsetzung, dem großen Hermon, getrennt wird. Allerdings besitzt das Weichbild dieser Grenzstadt der Kultur uner schöpfliche Wasserfülle. Durch sie ist die Umgebung nach allen Seiten mehrere Stunden weit in einen grünen Baumgarten verwandelt, von dem die graue, steinerne Stadt wie ummauert ist. Dies verleiht dem Bild eigenartigen



Reiz; doch erinnert es, von der Höhe des Minarets der Omajjadenmoschee aus gesehen, an eine von einem grünen Immortellenkranz umrahmte Bleistiftzeichnung. Es will nicht recht lebendig wirken; es ist keine Bewegung darin. Die Gärten sind wie ein Wall, der eine Ausdehnung der Stadt, wozu sie wohl auch keinen Beruf hat, unmöglich erscheinen läßt. Jenseits dieses grünen Panzers, aus welchem hin und her Häusergruppen hervorschauen, ist ringsum wüstes Land: nach Osten hinter den „Wiesenseen“, in denen sich die sämtlichen Flüsse verlieren, eine unabsehbare gelbe Fläche, aus der sich nur hier und da kleine Hügel erheben; nach Norden und Nordwesten die zerklüfteten kahlen roten Felsberge des Anti-Libanon und Hermon; nach Westen und Süden liegt auf der Ebene ein Anflug von Grün, die Getreidefelder Basans, von vulkanischen Bergen durchsetzt. Nur ganz fern im Süd bringen die blauen Berge des Hauran eine etwas belebtere Linie in das steife, tote Bild.

Natürlich zeigt man das einzige noch vorhandene Thor, obgleich es nach Osten geht, als dasjenige, durch welches Paulus von Süden kommend einst einzog, und die einzige Hütte, die noch auf den nur teilweise noch vorhandenen, in ihren oberen Schichten sarazenischen Mauern steht, als das Haus, aus dem der Apostel, als er flüchten mußte, in einem Korbe herabgelassen wurde, und das einzige in dieser Gegend außerhalb der Stadtmauer vorhandene zerfallene Gewölbe, das vielleicht bis auf die Römerzeit zurück-

reichen dürfte, als das Haus des Syrrers Naemann aus dem neunten vorchristlichen Jahrhundert (2. Könige 5). Den Ort der Bekehrung des Paulus hat man in neuerer Zeit den Reisenden in etwas bequemere Nähe gerückt, kurz vor das Thor, während man ihn früher zwei Stunden entfernt gezeigt hatte.

Nicht ohne Interesse war ein arabisches Haus eines Reichen, in das wir eintreten durften, da der Besitzer ein christlicher Kaufmann war. Um einen hübschen, geräumigen, mit Marmorplatten belegten Innenhof, in dessen Mitte ein kleiner Springbrunnen, von Blumen und Büschen umrankt, Kühlung trägt, liegen die Wohnräume mit Eingang und Fenstern nach dem Hof; im Westen die Hauptzimmer, zu beiden Seiten einer offenen Loggia, welche, mit Blumen geschmückt, von Divanen an den drei Wandseiten umgeben, wohl den eigentlichen Aufenthaltsort bildet. Jene beiden Zimmer rechts und links sind die Empfangsjalons des Herrn und der Dame des Hauses — das wird bei Türken wohl anders arrangiert sein —, natürlich mit persischen Teppichen belegt, Divane ringsum, Spiegel an den Wänden, sonst wenig Möbel. Auf der gegenüberliegenden Seite des Hofes ist eine graziöse Säulenhalle und hinter ihr ein großer, leerer Brunnsaal, dessen Decken besonders reich ausgestattet sind.

Früh morgens nahm ich ein türkisches Bad. Es ist eigentlich mehr ein Waschen und Reiben der Haut mit heißem Seifenwasser in dampferfüllten Marmorräumen, worauf eine kalte Douche folgt. Dann, und dies scheint als der Höhepunkt gewürdigt zu werden,

ruht man in einem geschmackvollen, lustigen hallenartigen Raum auf Diwanen und türkischen Teppichen aus, wozu Kargileh und Mokka dargeboten wird. Ich zählte dreizehn Tücher der verschiedensten Webarten und Farben, die sie zum Abtrocknen und dann in hübscher Drapirung als Hüllen zur Siesta an mich wandten. Das verschiedene Niveau des glasbedachten Hauptraums mit seinen Springbrunnen in der tieferliegenden Mitte giebt zu malerischen Gruppierungen der tücherumschlungenen Frischgebädeten Anlaß. Rings um ihn ziehen Galerien, von denen aus man Kaffee trinkend die Scene zu betrachten Gelegenheit hat.

Nachdem wir ziemlich mühsam mit Hilfe der Bazare, einer wenig bietenden Rundfahrt um die Mauern und durch die Gärten, die keinen Vergleich aushalten mit dem Tiergarten, und der Besteigung eines nahen öden Hügels den Tag herumgebracht hatten, fuhren wir am andern Morgen quer durch den Antilibanon mit der Damaskus und Beirut verbindenden Bahn. Auf den Höhen lagen noch verlorene Schneefelder. In den meist schmalen Thälern zogen sich längs der Wasserrinnen grüne Streifen. Alles andere starrete in graurotem, zerstäubendem Fels. Nur an einer Stelle ist eine weitere Fläche mit Baumpflanzungen ausgefüllt, wohl der ausgetrocknete Grund eines einstigen Gebirgssees, der sich durch die Felsen einen Ausgang gebrochen hat. Nach 3½ stündiger Fahrt öffnete sich das etwa drei Stunden breite, nach Nord und Süd sich unabsehbar erstreckende Hochthal, das von Antilibanon und Libanon in ziem-

lich geraden Parallelen ummauert wird, das alte vielumstrittene Cölesyrien, eine fruchtbare, behaute, aber noch lange nicht ausgenützte Ebene. Bei der Station Muallaka, die jenseits des Thals an den Libanon angelehnt liegt, vertauschten wir die Eisenbahn mit Jagdwagen, um in vierstündiger Fahrt das Thal diagonal durchschneidend nach Baalbek zu gelangen. Die Fahrt war mühsam, weil für den deutschen Kaiser die Straße neu beschottert wird, und zwar so tief und mit so festen, harten Kieseln, daß die von zwölf Mauleseln gezogene Welle, auch wenn sie bis zum Oktober darüber hinknarzt, kaum einen fahrbaren Weg schaffen wird. Der Wagenverkehr, der dazu helfen könnte, zieht sich rechts und links in die Felder, die wohl der kaiserliche Wagen seiner Zeit trotz ihrer Unebenheit auch der für ihn bereiteten Chaussee vorziehen dürfte.

Die einstige römische Hauptstadt der Landschaft, deren künstlich gebildeter Name Heliopolis rasch dem naturgewachsenen Baalbek wieder wich, liegt an den Antilibanon gelehnt, den reizvolleren Libanon vor sich; gerade da, wo die kaum bemerkbare Bodenerhebung die Wasserscheide bildet zwischen den beiden in entgegengesetzter Richtung nach Nord und Süd eilenden Quelläbächen des Drontes und des Vitani. Die Ruinen in Baalbek sind sehr umfangreich und verhältnismäßig wohl erhalten, und dadurch bedeutamer als durch ihren künstlerischen Wert, wenn auch das römische Rokoko der späten Kaiserzeit sich darin ein höchst geschmackvolles Denkmal geschaffen hat. Der ältere Tempel,

mohl schon vor Antoninus Pius (138—161) errichtet, ist der besser erhaltene; ganz fehlt nur das gewölbte Dach der Cella. Die reiche architektonische Gliederung der Wände vermag noch voll zu wirken, wenn auch das feinere Detail der Steinzierraten verwittert ist. Die kleinen Kapitälsteine der die unteren Nischen der Längswände zierenden Flachpilaster sind sämtlich ausgebrochen. Wer weiß, welchen späteren Bau, vielleicht in Konstantinopel, sie samt der ganzen Reihe zierlicher Rundsäulen, die im andern Tempel aus den Wänden genommen sind, schmücken sollten. Wunderbar brutale Zeit, die pietätlos der Väter Werke zerstörte, um ohne zu große Unkosten und Mühen mit eigenen Bauten zu prunken. Der Peristyl ist soweit erhalten, daß er ohne Anstrengung der Phantasie zu ergänzen ist. Die korinthischen Säulenreihen sind mit der Cellawand durch eine äußerst fein gearbeitete Flachwölbung verbunden. Auf derselben befinden sich in neuartigen Laubgewinden Reliefbüsten; vermutlich von Kaisern und Göttinnen; denn der muhammedanische Haß der Bilder hat alle Gesichter verstümmelt. Das Schönste ist das noch ganz erhaltene Tempelportal mit schönen Reliefs und die den Portikus bildende Säulengruppe. Das Ganze imponirt durch das schöne Ebenmaß der Glieder und den bewußten Reichtum, ja Pomp der Zierstücke, ohne daß diese den harmonischen Gesamteindruck verwirren.

Von noch viel gewaltigeren und kühneren Abmessungen ist die etwas spätere, unmittelbar daneben sich ausbreitende Anlage, die Antoninus Pius, der Schöpfer des

Plans, wohl in der Hauptsache auch vollendete, an der aber mehrere Geschlechter noch fortgebaut haben. Ich muß hier schon die Meterzahlen nennen, um einen Begriff von der Größe zu geben. Ueber einen freilich spurlos verschwundenen, etwa 45 Meter breiten Stufenaufgang von 6 Metern Höhe, also von 24—30 Stufen, trat man in einen ebenso breiten, noch erhaltenen Portikus von 11 Metern Tiefe. Ein dreifaches Portal führte von da in einen rings von säulenge schmückten Gemächern umgebenen sechs-eckigen Vorhof von 60—70 Metern Durchmesser. Von ihm gelangte man, wieder durch drei Portale, in den schönsten Raum, einen viereckigen Hof von 135 Metern Länge und 113 Metern Breite. Die Wände, insbesondere die Ecken, sind mit einer Fülle architektonischen Details, säulens flankierten Nischen, Gemächern, Apfiden im Barock des dritten Jahrhunderts belebt. Durch die Reste einer in der Mitte durch Theodosius den Großen (379—395) errichteten christlichen Basilika wird der einheitliche Eindruck dieses Brunkraumes heute sehr beeinträchtigt. Nun erst folgt der Tempel selbst, vielleicht dreimal so groß als der vorhin beschriebene, etwa 90 Meter breit und über 100 tief. Von ihm stehen aufrecht noch 6 Kolossal-säulen von  $2\frac{1}{4}$  Metern Durchmesser und 19 Metern Höhe, verbunden durch einen überreich gegliederten Architrav von nicht weniger als  $5\frac{1}{4}$  Metern Höhe. Ringsum liegen zerstreut umgestürzte Säulentolosse, Kapitäle, Architravstücke, zwischen denen man sich als Ziliput fühlt.

Das Ganze ein gewaltiges Denkmal menschlicher Kühnheit und gigantischer Kraft. Alle unsere Gebäude sind Kleinarbeit daneben. Beschämend kommt die Zwerghaftigkeit des Individuums, für dessen Lebensschmuck das Können der Gegenwart sich einsetzt, zum Bewußtsein gegenüber solchem Wollen und Können des einheitlich zusammengerafften Ganzen. Mag daneben der Einzelne unbeachtet und oft vergewaltigt, sowie in den allereinfachsten Lebensverhältnissen dahingegangen sein, er war als Glied dieses Großen doch größer. Und jener Kultus der Gesamtheit war besser als der moderne Götzendienst des Individuums. Genau befehen forderte er auch kaum mehr Opfer.

Viel interessanter als die Durchquerung des Antilibanon war die des Libanon, seines viel reicher ausgestatteten, in jeder Beziehung bevorzugten Zwilingsbruders. Jener hat die Wüste, dieser das Meer zum Gespielen. Das giebt beiden ihren Charakter. Reich an Wasser, dicht bevölkert, überall angebaut, die Ortschaften meist auf lachender Höhe, bildet der Libanon mit seinen mannigfaltigen, schönen Bergformen eine ausgewählte Landschaft. Die Steigungen sind so stark, daß fast die Hälfte der Gesamtstrecke mit Fahrrad befahren wird. Ueberraschend und großartig ist es, wenn auf der höchsten Höhe plötzlich das blaue, weite Meer und längs desselben tief tief drunten die Perlenkette der Häuser an seinen Ufern sichtbar wird. Nur zu rasch waren wir unten.

IX.

**Nach Konstantinopel.**

---



Smyrna, 25. April.

Nun noch ein kurzer Bericht über unsere Seefahrt! Bald nachdem wir uns auf dem überfüllten „Achilles“ eingerichtet, ging es hinaus, heimwärts. Rasch war die lachende Bucht von Beirut verschwunden, und ihr nach sanken allmählich die Häupter des Libanon unter das Meer. Am andern Morgen lagen wir vor Cyprien. Der Hafenort Larnaka war sehr bescheiden. Nur ein Bad im freien Meer entschädigte für die Dede des schmutzigen, armen Orts. Nach vier Stunden ankerten wir bei Limassol, einem freundlichen, von griechischen Christen bewohnten Städtchen, bei dem man die Anfänge des Wohlstands bemerkt. Stille reservierte Menschen. Durch die Hausthüre sah man wohlgepflegte Gärten hinter den Häusern, durch die Fenster gute, saubere Betten mit gehäkelten Spitzen an den Rinnen in blanken Stuben. Ihr seht, wie anspruchlos man in Jerusalem wird. Im Vorbeigehen kaufte ich zwei Bündelchen rote, langgeschwänzte Kettige, Riesenradieschen, aufgeschossen wie unser Hans. Mir waren sie wie ein erster Gruß der

Heimat. Am Hafen kam ein Herr auf mich zu und fragte mich höflich auf französisch, wo ich die Rettige denn her hätte. Es wurde nämlich eben in einem Parterrelokal bei offenen Fenstern vor einer großen Korona von Zuschauern unter dem Vorsitz eines englischen Richters vor einem Christen und einem Muhammedaner als Jury in allen Formen europäischer Rechtspflege über einen des Felddiebstahls Angeklagten ein Gericht gehalten, ein sehr interessantes Bild. Der Frager war, wie er seine Frage entschuldigend mir mitteilte, seines Zeichens Advokat. Er hoffte offenbar auf einen ähnlichen Prozeß. Es gehört zu den Eigentümlichkeiten des Orients, daß der dritte oder vierte Mensch einen Onkel, Schwager, Vetter oder dergleichen hat, der in Konstantinopel Minister ist oder gewesen ist. Auch mein Advokat suchte sich dadurch zu rehabilitieren, daß er mir solches erzählte. Die Landessprache auf Cypern ist griechisch. Mit der englischen Regierung sind die Leute zufrieden, „weil die türkische gar keine war“. Die Bergformationen der großen Insel treten bei Limassol sehr schön hervor. Namentlich der chprische Olymp läßt ahnen, daß auch hier einst Götter wohnten.

Dann fuhren wir 32 Stunden auf freier See und kamen infolgedessen zum allgemeinen Schmerz erst nachts nach Rhodus, wovon, trotzdem wir lange ein- und ausluden, nichts zu sehen, um so mehr zu hören war. Die Orientalen, sonst so still, thun alle Arbeit mit viel Geschrei; in der dunklen Nacht dröhnte dies verdoppelt. Gestern, am Sonntag, fuhren wir

durch „die Inseln“. Aus dem tief azurblauen Meer, auf dem hin und her verloren ein schlanker Segler wie eine Möve hinschwebt steigen wie ein duftender Traum, wie eine Venus Anadhomene, Felseninseln auf, die, wenn man sich nähert, Fleisch und Blut gewinnen, d. h. homerische Landschaften zeigen mit Buchten und Klippen, mit weißen Häusern gleich einer Reihe blendender Zähne, mit dunkeln Olivenhainen oder goldgelben Feldern, die den rötlichen Duft unterbrechen. Die sich stets verschiebenden Bilder mit allzeit maßvollen feinen Linien, über denen trotz der Mannigfaltigkeit und oft Kühnheit eine erhabene Ruhe liegt, lassen verstehen, wie hier der griechische Geist gedeihen konnte. Lange zogen wir vor der schmalen, zackigen Halbinsel hin, da Herodots Wiege stand. Patmos, dahin der antike Geist mit dem christlichen Seher die Zukunft des Christentums verbannen wollte, blieb leider so weit links liegen, daß wir nur seine Umrisse fern auftauchen sahen. Nachts lagen wir einige Stunden, also mit demselben Mißgeschick wie bei Rhodus, im Hafen von Chios. Und heute nun steuerten wir in die große Bucht von Smyrna ein, das von sich in einander schiebenden Bergen überragt, breit und satt um die blaue Flut gelagert ruht, von leuchtenden Vororten umgeben wie von einem Hofstaat. Außer ihrer Lage bietet die moderne Handelsstadt mit griechisch-italienischem Anstrich freilich nichts Interessantes, es sei denn, daß man dazu die Smyrna-teppiche rechnen wollte, deren Hauptzeugungsorte aber weiter drinnen im Land liegen. Mächtig zog

es mich zu den Ruinen von Ephesus, die man mit zweieinhalb Stunden Bahnfahrt erreicht. Aber der einzige Zug des Tages fuhr zu spät ab und kam zu spät zurück, so daß wir darauf verzichten mußten.

\*            \*            \*

Sultanije-Kaleffi und Gallipoli, 26. April.

Hier ist die engste Stelle der berühmten Dardanellen, von beiden Seiten mächtig armiert, dabei malerisch bebaut, Idyll und Trutzfeste zugleich. Die blaue, stark strömende Flut liegt voll großer Schiffe, die hier sich ausweisen müssen, ehe sie passieren dürfen. Ein stolzer Türke mit allerlei Schmuck und mächtigen Pistolen prüft eben unsern harmlosen „Achilles“, der nichts von seinem Namenspatron an sich hat. Wir sind ziemlich genau in der Mitte dieses Ausflusses des Schwarzen und Marmara-Meeres ins Ägäische Meer, den zu durchfahren man etwa fünf Stunden gebraucht. Was bis jetzt seine Ufer boten, war unbedeutend. Leichte Erhebungen, im Norden fast ganz kahl, im Süden etwas welliger und hin und her bewaldet oder von Ortschaften belebt. Auch der Eingang entsprach nicht den Träumen der Geographiestunde, zumal wenn man durch Smyrnas Golf verwöhnt ist. Die Ausfahrt aus diesem gestern Abend bei sinkender Sonne war, da der Golf genau nach Westen sich öffnet, von zauberischer Schönheit der wechselnden Abendbeleuchtung auf den blauen Wassern und an den linienreichen Bergen.

Smyrna selbst leuchtend aus seiner grünen Wiege, über der auf dem „Olymp“ alle Götter Wacht hielten. Dieser Olymp ist kein schön geformter Berg, auch seine Höhe ist, obgleich er die anderen Berge etwas überragt, nicht überwältigend. Aber wie allmählich die ganze Umgebung in Schatten, die Stadt in Schlummer sank, und die Sonne nur ihn, zu dessen Höhen sie noch über die Meeresfläche freien Zugang hatte, in jenen unbefchreiblichen, glühenden, rofigen Dämmer hüllte, in dem er immer ferner zu entrücken schien und immer überirdischer herableuchtete auf das Erddunkel, da empfand man die Poesie nach, die ihn zur Götterwohnung machte. „Nam et hic Dei sunt.“ Diese vielen Olympie befunden doch in ergreifender Weise das Bedürfnis der Menschennatur nach der Nähe der Gottheit und sind das erste kindliche Bekenntnis zu dem Allgegenwärtigen.

Als ich heute erwachte, fuhren wir zwischen dem kleinasiatischen Festland und der ausgedehnten Mytilene hin, einer grünen Insel mit Matten und Wäldern, die an das Appenzell über dem Bodensee erinnern konnte. Weiße Barken auf der Flut und weiße Ortschaften im Ufergrün und auf bewaldeten Höhen gaben dem Bild seine griechische Heiterkeit. Hier war ein Arion und eine Sappho zu Haus.

Endlich bogen wir scharf um nach Norden. Die Ufer auf der Festlandseite immer gleich freundlich, drüben eine Zeit lang freies Meer. Dann tauchte eine kleine Bergpyramide auf, Tenedos, vom russischen Kaiser, nur um seines guten Weines willen, erworben.

Ziemlich schmal ist die Meerstraße, die zwischen ihr und dem Ufer liegt. Jetzt kam klassisches Land. Homerische Erinnerungen auf Schritt und Tritt. Dort die Tumuli der alten Helden auf der sanften Höhe, hier der künstliche Ausfluß des Skamander. Der Ida im Hintergrund verbarg sein Schneehaupt, wie meist, in den Wolken. Wieder ging es, als im Norden Samothrakes hohe Berge quer uns den Weg verlegten, um eine Ecke nordwestwärts, und bald lag vor uns Schliemanns Troja, d. h. wir sahen den unscheinbaren grünen Hügel, vielleicht eine Stunde landeinwärts, auf dem er die vierfache Stadt ausgegraben, landschaftlich eine volle Enttäuschung. Man kann sich die ragende Troja auf diesem harmlosen Rücken einer kleinen langgestreckten Welle des Geländes nicht recht vorstellen.

Blau schauten Europas Berge herüber. Hier war es, daß, tausend Jahre nach jenem ersten Eroberungszug des Hellenengeistes nach dem Osten, dem tarsischen Juden Paulus der Mann aus Macedonien erschien: Komm herüber und hilf uns!

Allmählich traten die Ufer näher zusammen, man konnte meinen, sie wollten sich schließen. Wir fuhren in die Dardanellenstraße ein. Links und rechts unbedeutende Festungsanlagen, kein Salutschuß, keine Kette, kein Werda. Kurz, keinerlei Feierlichkeit, wie man es sich träumt. Hier in Sultanije-Kaleffi hatten wir noch einen Schreck durchzumachen. Als unser Dampfer noch in voller Fahrt war, ließen sie das Boot hinab, das drüben Meldung thun sollte. Die

starke Strömung erfaßte es schief, nur der eine Haken löste sich, geschleppt füllte es sich mit Wasser, die starke Strömung schwemmte zwei Matrosen fort. Alles ein Augenblick. Im nächsten waren sie nur noch Punkte in weiter Ferne. Die beiden andern und der Offizier hatten sich noch anklammern können und zogen sich an dem Seil, an dem das Boot schlenkerte, in die Höhe. Allgemeine Aufregung auf Deck. Die Rettungsringe flogen, aber es war nicht denkbar, daß sie die Schwimmer erreichten. Prächtig war es nun aber zu sehen, wie in einem Nu die ganze blaue Straße voll fliegender Boote, Ruderer, Segler, kleiner Dampfer war, die den schwarzen Punkten in förmlicher Wettjagd zuschossen. Nach 10 Minuten banger Spannung waren sie aus dem Wasser und alles atmete auf. Als sie erst wieder an Bord waren, freuten sie sich des bestandenen Abenteuers, doppelt, als sie mit Cognac und Thee nach tüchtiger Abreibung reichlich gestärkt wurden.

Die Weiterfahrt bis Gallipoli mit der Durchfahrt durch die Festungen bot reizvollere Bilder. Die Berge sind bewaldet, in den Einschnitten leuchten saftige Wiesen und Felder. Endlich einmal sahen wir auch wieder Heu einernten, was im Morgenland nie zu geschehen scheint. Der Wind ist frisch; man merkt die Nähe des Schwarzen Meeres. Es scheint russischer Wind zu wehen in den Dardanellen.

\* \* \*

Konstantinopel, 28. April.

Die Einfahrt nach Konstantinopel gestern früh hielt nicht ganz, was wir uns davon versprechen durften. Die Luft war dunstig und schwer, über der Stadt lag eine Rußwolke, wie sie Großstädte überall krönt. Das Wasser spiegelte das Grau der Luft und mit seinen Spiegelungen der überschleierten Uferbilder flossen diese selbst in ein großes Traumgewebe zusammen. Es war wohl ein zutreffenderes Bild für die Seele des Volkes, das hier seinen zerfallenden Mittelpunkt hat, als wenn alles in frohen Farben geleuchtet und sich scharf von einander abgehoben hätte. Rechts tauchten die Prinzeninseln aus den Wassern, wie große Seelöwen, traumbefangen dreinschauend. Dann bogen wir um das von minarettflankirten Kuppeln gekrönte Stambul mit seiner grünen Serailspitze in scharfer Linkswendung herum. Aus verzauberten Schlössern grüßen ernst und versunken Cypressen, dazwischen sprießt junges Grün aus den weißen Mauerlinien hervor. Jetzt lag es vor uns, das goldene Horn, eine blaue Fläche, bedeckt mit unübersehbaren Dampfern vor Anker, zwischen denen die den Ortsverkehr vermittelnden schlanken Raddampfer sich durchschlängeln, wimmelnd von ungezählten Ruderbooten, unter denen die schmalen, graziösen Raik dahinschossen wie Torpedoboote. Kaum war unser Schiff durch eine Pinasse vor Anker gebracht und die Sanitätspolizei beruhigt, als sich wie ein aufgestörter Bienenschwarm die Boote um unsere Treppe drängten, doch hier bei den Türken merklich



ruhiger und gemessener als im arabischen und griechischen Orient. Bei allem Gedränge und Gewühle in den Straßen, bei allem Schreien der fliegenden Händler hat überhaupt das Treiben mehr Grandezza. Es erinnert nicht mehr an einen Kindertummelplatz, wie in Egypten, Syrien und Kleinasien, eher an eine marschmüde Truppe, die dem Bivak naht. Sobald man den Häusern nahe ist und gar die Stadt durchwandert, verschwindet der Zauberglanz, den die Natur über diese Stätte ausgegossen hat. Was Menschen hier geschaffen, trägt überall das Zeichen des Zerfalls, über das die imponierenden Massen nicht hinwegtäuschen. Das alte Byzanz = Konstantinopel = Stambul, die drei Namen bezeichnen die drei Epochen der Stadt, liegt auf einer nach Osten gerichteten Landzunge mit ziemlich spitzem Winkel, die dadurch gebildet wird, daß die gerade Linie, in welcher das Nordufer des Bosporus durch das des Marmara=Meers fortgesetzt wird, durch eine kaum 600 Meter breite, nach Nordwest laufende Wasserpalte von 7 Kilometern Länge, das sogenannte goldene Horn, eine Unterbrechung erfährt. Dieses goldene Horn ist ein natürlicher Hafen, wie er kaum besser zu denken ist, wirklich ein Füllhorn, das Gold ausschüttet. Die so entstandene noch etwas ins Meer hinaus vorgeschobene Landspitze ist von ihrem äußersten Winkel aus allmählich westwärts bebaut worden. Die Mauer, die, sie zu einem Dreieck abschließend, nord-südlich sich vom goldenen Horn zum Marmara-Ufer zieht, wurde mehrmals bei neuen Ausdehnungen der Stadt um eine Strecke nach Westen vorgeschoben.

In diesem Kern des modernen Konstantinopel liegen die dürftigen Reste des Altertums. Ein ziemlich langes Stück Aquädukt, von Valens erbaut und heute noch im Gebrauch. Der Grundriß des berichtigten Hippodroms, heute ein unbebauter Platz, vier Meter über seinem alten Niveau. In seiner Mittellinie ragen noch ein gemauerter und ein aus einem Stein bestehender, aus Egypten stammender Obelisk hervor, sowie ein Stück jener gewundenen Schlangen, die zu dem Weihgeschenk der Hellenen für den Sieg bei Plataä gehörten. Auch dies ehrwürdige Kunstwerk hatte die brutale Pietätlosigkeit der spätern Kaiserzeit von Delphi nach Konstantinopel, aus dem stillen Heiligtum auf die wüste Rennbahn verfest. Von dem einstigen Forum Konstantini zeugt nur noch die sogenannte verbrannte Säule, ebenfalls ein fremder Schmuck, dem Apollotempel in Rom geraubt. Der Blitz schlug vor 800 Jahren in die Säule, das Standbild zerschmolz, das Kapital zerbarst, die Trommeln der Säule erhielten Risse und wurden schwarz gefärbt. So steht der Rest da als ein Jammerstück, zeugend von verschwundener Herrlichkeit.

Alles andere im heutigen Stambul ist muhammedanischen Ursprungs. Von dem Kaiserpalast, der als Weltwunder gerühmt war, nicht eine Spur! Nur eine Anzahl altchristlicher Kirchen fristen noch als Moscheen ihr Dasein. Gottlob unter ihnen auch der eine königliche Bau, der Konstantinopel in der Geschichte der Baukunst neben Rom rückt, die Hagia Sophia. Dieses Wunderwerk entzieht sich einer kurzen Beschreibung; man würde

damit dem Eindruck nicht gerecht werden, den es macht. Die gewaltige Größe der Maße, das freie Schweben der Rundbogen auf den leichten Säulenreihen, die Durchblicke bei dem feingegliederten Grundriß von der gewaltigen Rotunde des Mittelschiffs in die Seitenschiffe, zumal in den Längsrichtungen, wo alles in horizontalen und vertikalen Rundlinien verläuft und jede abschließende Mauerwand dem Blick verhüllt ist, ziehen den staunenden Blick über alles Einzelne hinaus, hinein in die Tiefen und mehr noch hinauf in die Höhen von Bogen zu Bogen. Das Ganze wirkt wie das Lied einer aufsteigenden Lerche, der die Seele von Schwingung zu Schwingung folgt bis hinauf ins Unendliche. Mag immer der Kaiser vor allem etwas noch nicht Dagewesenes erstrebt haben, der Künstler hat hier der christlichen Stimmung als der alles in bewegter Harmonie ein- und abschließenden, alles Materiell-Schwere spielend überfliegenden und doch nicht ins Leere sich verlierenden den großartigsten Ausdruck gegeben, den ich kenne. Der Petersdom in Rom kann sich mit seinem bewußten Pomp der Dimensionen an idealer Wirkung und an spezifisch christlichem Gehalt nicht entfernt messen mit dieser genialen, aus einem Gedankenflug stammenden Verkörperung des nichttheologischen griechischen Volkschristentums, das nicht mit dogmatischen Haarspaltereien die Welt ödete, sondern sich, wie sie in ihren Liturgien am liebsten sangen und rühmten, freute des Lichtes, das über ihnen leuchtete, und des Friedens, der sie füllte. In diesen in einander greifenden Bogenlinien fühlt

man die Wogen der Ewigkeit, nicht einer stillen, sondern einer selig bewegten Ewigkeit, in einander fluten und mit einander spielen im Sonnenglanze Seines Angesichts. Hier sieht man, daß griechische Frömmigkeit in ihrer besten Zeit und ihren edelsten Vertretern doch mehr ist, als der nur auf das Imponieren und Weltbeherrschen gerichtete Geist, der im Petersdom zu Rom sich klassischen Ausdruck verschaffte. Dort alles Welt, hier Himmel; dort Macht, hier Geist; dort Masse, hier Licht; dort unbewegliche Formen, hier Leben. Gewiß, etwas zu wenig für die Stöße des Lebens berechnet, zu übergeistig. Die Kuppel stürzte zweimal halb ein; und die nationale Kulturmacht, die sich dies Denkmal gesetzt, vermochte nicht dem Andringen der halben Barbarei im Islam Stand zu halten.

Dieser Barbaren kunst- und rücksichtslose Pedanterie zeigt die Hagia Sophia recht anschaulich. Weil ihr Chor nicht genau nach Mekka orientiert ist, hat der Islam die Gebetsnische im Chor halb rechts angebracht in der, übrigens falsch berechneten, Mekkalinie. In derselben schiefen Linie steht die Kathedra und die kleinen auf Säulen ruhenden Plattformen für die Koranleser. Die Stufen, die zum obersten Gebetsplatz emporführen, und die Linien der Teppiche quer über den Boden, alles liegt im schiefen Winkel zur Axe des Baues. Waren sie denn schönheitsblind, diese Fanatiker der Eintönigkeit?

Der Tempelplatz in Jerusalem und die Hagia Sophia in Konstantinopel, umgewandelt zu islamischen Heiligtümern, in denen wir nur als flüchtige Gäste

geduldet sind, welche eine Schuld muß das spätere „byzantinische“ Christentum auf sich geladen haben, das solches geschehen konnte.

Ganz hinten im Winkel des Goldenen Horns, zurückgedrängt beinahe bis an die Stadtmauer, von dieser nur durch das schmutzige Judenviertel getrennt, hat der griechische Patriarch heute seinen Sitz, abseits vom großen Stadtverkehr, im Phanar. Doch befindet sich dort das glänzendste moderne Gebäude der Stadt, das in rotem, reich detaillirtem, architektonisch sehr wirksamem Ziegelbau von der Höhe herabschaut, die von 800 Schülern besuchte, mit einer Bibliothek von 7000 Bänden ausgestattete griechische Nationalschule. Und dieser griechische Stadtteil, einst der Sitz der nach der türkischen Eroberung in der Stadt verbliebenen vornehmen Byzantiner, zeichnet sich noch jetzt durch den Eindruck der Wohlhabenheit und durch größere Sauberkeit vor den muhammedanischen Stadtvierteln Stambuls aus.

Noch eins liegt im alten Stambul, wo übrigens auch der Bahnhof sich befindet, in den in alten Gärten verborgenen Räumen des alten Serai: das Museum, das neben vielen trefflich geordneten und glücklich aufgestellten Ausgrabungen Schätze birgt, die ihres Gleichen nicht haben. Das sind die in Sidon ausgegrabenen Marmor Sarkophage mit aus den besten Zeiten der griechischen Kunst stammenden Hochrelieffkulpturen von vollendeter Meisterschaft. Die Palme gebührt dem 1887 aufgefundenen „Alexander Sarkophag“ mit den Darstellungen einer Schlacht und

einer Jagd Alexanders des Großen, gearbeitet für einen seiner Feldherren. Die natürliche Lebendigkeit in den Bewegungen, die feine Wiedergabe der Empfindungen, die Anordnung der Figuren, die Individualisierung der Köpfe, die meist Porträts sein dürften, ist von absoluter Vollendung. Auch die Pferde sind Individuen. Auf gleicher Höhe steht ein anderer Sarkophag durch die psychologisch wie technisch nicht minder vollendete Feinheit des Kunstwerks. Zwischen vornehm ruhigen jonischen Säulen, welche die Gesamtfläche in achtzehn Felder teilen, stehen achtzehn trauernde Frauengestalten, in deren jeder der Schmerz einen anderen Charakter hat. Und zwar wollte der Künstler sichtlich nicht etwa verschiedene Temperamente im Schmerze zeichnen, sondern an einer und derselben Person die verschiedenartigen Stadien der Trauer von der ersten Starre bis zu der in der Ergebung wiedergewonnenen gehaltenen Kraft darstellen. Immer dieselbe Gestalt in derselben Kleidung, in derselben Umrahmung; nichts, gar nichts als sie. Nur Stellung, Haltung, Geberde, Gesichtsausdruck sind die Mittel des Künstlers. Aber es entsteht keine Einförmigkeit. Jedes Stadium ist in seiner Naturwahrheit unmittelbar ergreifend. Das Ganze die wirksamste Trauerrede, die denkbar ist. Auch dieser edle Grieche fand den Trost nur in der Religion, wie die letzten Bilder zeigen, ohne in die dabei so naheliegende Platttheit zu verfallen. Er wußte, daß dieser Trost nicht ohne heißes Ringen und nur nach langem Auf- und Abwogen der Empfindungen

als letzte Lösung zu gewinnen ist. Dieser Sarkophag ist eines der erhabensten Gedichte der Menschheit über das größte Lebensrätsel, den Tod.

Drüben überm goldenen Horn, auf dem eigentlichen Festlande, mit Stambul's Landzunge durch zwei gebrechliche Brücken verbunden, baut sich, das steile Ufer hinan längs des goldenen Horns und des Bosporus, die einen ganz flachen Winkel bilden, Galata und Pera auf mit allerlei Anhängseln von Vororten. Ob schon das alte „Konstantinopel“ auch da drüben sich ausdehnte, ist fraglich. Die steilen Hänge sind wohl erstmals von den Genuesen im Mittelalter noch vor der Zeit der Kreuzzüge besiedelt worden. Heute geben diese dichtbebauten hochgetürmten Stadtteile, auf den Höhen mit Chypressenwäldern umsäumt, nicht nur der Stadt ihr malerisches Profil, wie umgekehrt von ihren Häusern und Gärten auf der Höhe die Blicke am schönsten sind. Sondern hier im neuen Stambul pulsiert auch das Leben der Stadt. Hier wohnen die Griechen, Armenier, Levantiner, Europäer. Hier sind die großen Kaufgeschäfte, die Banken, die Post, die Paläste der auswärtigen Gesandtschaften u. s. w. Als ich zur deutschen Botschaft ging, ließen die Knaben hunte Drachen steigen, nicht in der bei uns üblichen Form, sondern im Sechseck. Jeder derselben trug die Farben einer der fremden Großmächte. Hoher Sinn liegt oft in kindischem Spiel! Ich aber freute mich kindlich, daß der schwarzweiß-rote Drache an höchster Stelle mit erhabener Ruhe über dem Häusermeer schwebte.

Hier statt in Stambul erbauten sich auch, als hätten sie sich unter europäischen Schutz begeben, in neuerer Zeit die Sultane ihre Paläste; am blauen Bosporus in breiter Marmorfaçade hingestreckt Dolma Baghtsche, in dessen Prunkgemächern Sultan Abdul Afis entthront wurde, und tiefer im Binnenland, hochummauert, auf einer kleinen Anhöhe, von unzugänglichem Park umrauscht, ein weitläufiger Komplex von Gebäuden und Kiosken, der nach dem Hauptgebäude bezeichnete Palast Silbis, zu deutsch Sternenkiosk, die Residenz des regierenden Sultans, in der er lebt wie interniert, eine bedeutsame Parallele zu dem Gefangenen in Rom, seinem nächsten Kollegen, sofern beide als weltliche Herrscher das geistige Haupt ihrer Religionsgemeinschaft zu sein beanspruchen, deren Bekenntnis sie beide als das allein wahre erklären. Hier wie dort hat der unverföhnliche Widerspruch dieser Position zu ganz ähnlichem Ergebnis geführt. Aber auch hier wie dort, beim armen Mann im Vatikan und beim kranken Mann am goldenen Horn, so oft man ihnen ihre Auflösung gemeißelt hat, eine Geschichte, deren Ende nicht abzusehen ist. Wie lange Zeit geben Sie noch diesem Regiment? fragte ich einen hochgebildeten Griechen. „Noch Jahrhunderte“ erwiderte er, und begründete es mit der Indolenz der Bevölkerung, der Gutmütigkeit des Türken, der ein ganz erträglicher Herrscher sei, weil er jeden in Ruhe lasse, der ihn in Ruhe läßt, und mit der Eifersucht der europäischen Mächte. Ähnliche Stimmen aus Italien wären leicht zu sammeln.



Verzeihung! Ihr seht, es ist Zeit zur Heimkehr. Ich muß reisemüde sein, wenn ich aufs Gebiet der Tagespolitik mich verirre, wo die Geschichte von Jahrtausenden sich vor mir breitet. Freilich — man kann nicht glauben, daß das, was man hier vor sich sieht, das Ende sei. Was am Nil, was auf Zion, was im römisch-griechischen Konstantinopel geschaffen ist und noch heute in den erhabensten Denkmalen von sich zeugt, das kann nicht unter des Halbmonds müdem, fahlem Schein verstäuben und vermodern. Diese Natur ist nicht geschaffen, um in Ruinen zu verwildern, um zertreten zu verschmachten. Wie heißt das Krummacher'sche Lied, das sie bei uns an den Gräbern singen? Es summt mir immer durch die Seele: Mag Hoffnung auch erschrecken, mag jauchzen Grab und Tod — hier jauchzen nicht einmal sie; sie gähnen nur —, es muß ein Morgenrot die Schlummernden einst wecken.

Einst kam das Leben von Osten. Heute flutet es zurück vom Westen. Bald kehrt ich heim. Wie ist es doch so schön bei uns. Wie sproßt und treibt das Leben. Wie freue ich mich auf die Ordnung, den Gemein-sinn, die Gesundheit unserer Verhältnisse! Das ist auch ein wertvoller Reiseertrag, daß man ganz anders schätzen lernt, was man hat. Hier ist die Natur, ist die Vergangenheit so schön, so groß, so ernst. Aber ich glaube, niemand als vielleicht die Beduinen der Wüste, nein, auch sie nicht mit ihrer Kinderwehmut in den Augen, niemand in dieser ganzen Welt versunkener Kultur wird sagen: Es

ist eine Lust zu leben. Wir können sagen. Wir wollen auch!

Aber dankbar und treu wollen wir zugleich bewahren, was der alte Orient uns gebracht, nicht es einbalsamierend gleich einer Mumie, wie der Orient es that, sondern es lebendig erhaltend, indem wir es stets in neuer Weise in das allzeit sich erneuernde Leben hineinarbeiten. Dieser wunderreiche, zauberumwobene, ehrwürdige Orient, er ist nicht nur die Kinderstube der Menschheit, wie die Tagesweisheit des leider unsterblichen Famulus Wagner wähnt. Was dem Erbauer dieser Stadt, der hier das Abendland mit dem Orient, freilich in zu äußerlicher und darum den Mißerfolg in sich tragender Weise, vermählte, einst, als sein Stern im Steigen war, an der Milvischen Brücke, vor Rom, des abendländischen Kulturcentrums Thoren, mit Bezug auf die reifste Frucht, die die Menschheit dem Orient verdankt, verheißungsvoll aufging, das liest der sinnende Reisende noch heute, wenn ihm der Kulturwelt Morgenland seine Tiefen erschließt, auf seinen ausgegrabenen Standarten: *in hoc signo vinces.*

